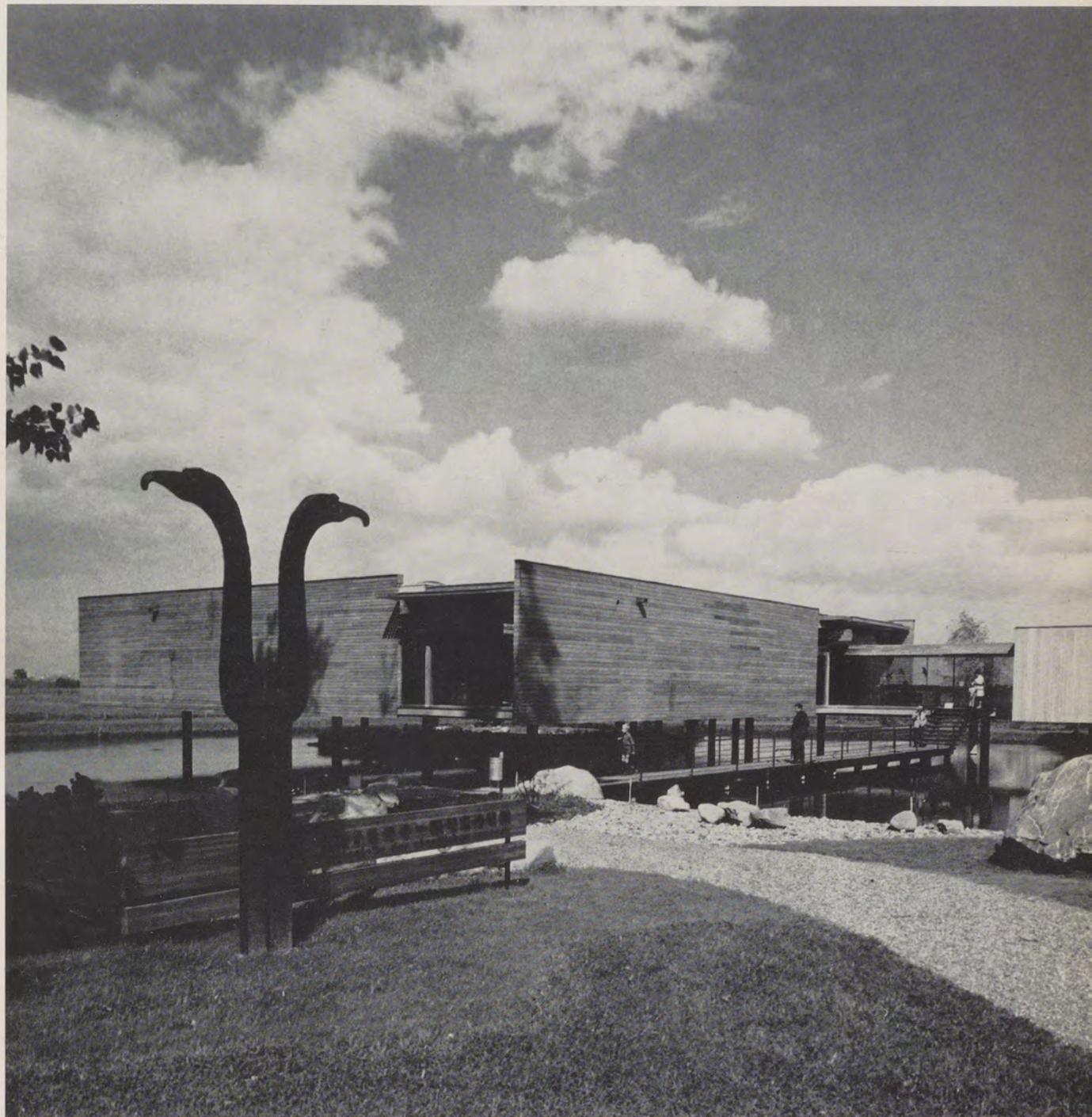


*1. Ex.
Falt*

Wert.
Länd-
erbib.
Stuttg.

SCHWÄBISCHE HEIMAT



**SCHWÄBISCHER HEIMATBUND
VERLAG W. KOHLHAMMER STUTTGART**

**APRIL/JUNI 1971
HEFT 2**

SCHWÄBISCHE HEIMAT

Zeitschrift zur Pflege von Landschaft, Volkstum, Kultur

Herausgegeben vom Schwäbischen Heimatbund

22. Jahrgang Heft 2 April/Juni 1971

Redaktion: Wolfgang Irtenkauf

Redaktionsausschuß: Wolfgang Irtenkauf,
Helmut Dölker, Peter Haag, Willy Leygraf,
Helmut Schönamsgruber

Die Zeitschrift «Schwäbische Heimat» erscheint alle drei Monate. Sie wird an die Mitglieder des Schwäbischen Heimatbundes gegen den jährlichen Mindest-Mitgliedsbeitrag von DM 12.– geliefert. Ein Jahrgang von 4 Heften umfaßt etwa 15 Bogen. Beim Bezug durch den Buchhandel oder direkt vom Verlag beträgt der Jahresbezugspreis für 4 Hefte DM 16.– zuzüglich Versandkosten – Einzelheft DM 5.–. – Diese Preise enthalten 5,5 % MwSt.

Alle Zuschriften über den Versand der Hefte sind von Mitgliedern des Schwäbischen Heimatbundes an dessen Geschäftsstelle Stuttgart, Charlottenplatz 17/II, von sonstigen Beziehern an den Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart, Urbanstraße 12–16, zu richten; alle die Anzeigenverwaltung betreffenden Mitteilungen an Verlag W. Kohlhammer GmbH, 7000 Stuttgart, Urbanstraße 12–16; alle für die Redaktion bestimmten Schreiben, Manuskripte, Besprechungsstücke an Dr. Wolfgang Irtenkauf, 7000 Stuttgart, Charlottenplatz 17/II (Schwäbischer Heimatbund).

Druck: W. Kohlhammer Stuttgart

Titelfoto:

Das Federseemuseum in Buchau, nach dem Plan des Stuttgarter Architekten Dr. Manfred Lehmbruck.

Der flache Atriumbau aus Holz und Glas mit 410 qm Ausstellungsfläche, der in dem schwierigen Moorgelände auf Betonpfählen errichtet werden mußte, wurde im Jahre 1967 vollendet.

(Aufnahme Kilian)

Inhalt

Zu diesem Heft	57
Heimat heute	58
VON WILLY LEYGRAF	
Buchau, Stift und Stadt	62
VON HERMANN TÜCHLE	
Buchau, eine alte Gottesinsel	72
VON ERICH ENDRICH	
Der Maler Andreas Brugger und seine Fresken in Bad Buchau	82
VON GOTTLIEB MERKLE	
Stift Buchau und Herrschaft Straßberg	87
VON WILLY BAUR	
60 Jahre Naturschutz am Federsee	91
VON HELMUT SCHÖNNAMSGRUBER	
Das Skulpturenfeld bei Oggelshausen	98
VON ADOLF SCHAHL	
Berichtigung zu Heft 1971/1	103
Die alten Glocken der Stuttgarter Stiftskirche	104
VON GERHARD GOMMEL	
Christoph Hubmann – ein hohenlohischer Heimatdichter	114
VON INGARUTH SCHLAUCH	
Der Landtag im Zerrspiegel	116
VON BERND OTTNAD	
Der klassisch-romantische Witthoh	119
VON WOLFGANG IRTENKAUF	
Die Verfasser des Heftes 1971/2	121
Buchbesprechungen	122
Mitteilungen	135

Zu diesem Heft

«Wir erwarten eine lebendige Behandlung aller mit den Aufgaben unseres Vereins zusammenhängenden Fragen und wünschen eine lebhafte Teilnahme an diesen aus Mitglieder- und Leserkreisen, wobei wir Kontroversen in Spruch- und Widerspruch begrüßen werden und einander gegenüberstellen wollen». An diesen Satz aus der programmatischen Erklärung in Heft 1971/1, Seite 2, wollen wir erinnern, wenn wir an die Spitze dieses Heftes 1971/2 den Aufsatz des SWF-Redakteurs WILLY LEYGRAF stellen.

Um nicht mißverstanden zu werden: diese - zugegebenermaßen - heiße Diskussion und Polemik, die LEYGRAF entfacht, ist nicht *die* Stimme des Schwäbischen Heimatbundes; alle Artikel geben immer nur die Meinung und Ansicht des Autors wieder. Doch irren wir, wenn wir meinen, wir würden die Dinge schärfer sehen, wenn sie uns vergrößert vor Augen gestellt werden?

So geht also dieser Diskussionsbeitrag zu den Lesern hinaus, wobei die Redaktion die Hoffnung hegt, es würde sich daraus eine Diskussion entwickeln. Wir scheuen uns nicht, begründeten Stellungnahmen, gleich aus welchem Lager sie stammen, hier Raum zu geben.

Bei dieser Gelegenheit dürfen wir ankündigen, daß ab Heft 1971/3 ein ständiges Leser-Forum eingerichtet werden soll, in dem Leser mit ihren Meinungen zu Wort kommen können. Wie bei allen diesen Einrichtungen hat die Redaktion letzten Endes die Entscheidung darüber, ob ein Leserbrief veröffentlicht wird oder nicht. Anonyme Schreiben werden grundsätzlich nicht berücksichtigt. Wir erhoffen uns von dieser Einrichtung eine Belebung der Diskussion zu den verschiedensten Themen und laden unsere Leser dazu ein, von dieser Möglichkeit regen Gebrauch zu machen.

Buchau und dem Federsee ist dann ein großer Teil des Heftes gewidmet, ist doch Buchau der Tagungsort unserer Jahreshauptversammlung am 19. und 20. Juni dieses Jahres. Für das Federseemuseum spreche hier einmal nicht das Wort, sondern das Bild - Museen sind Schau-sammlungen, also darf hier die Regel durchbrochen werden. Zur Ergänzung des Themas ein bibliographischer Hinweis: in Jahrgang 15, 1964, S. 43-58 der «Schwäbischen Heimat» gab GERHARD HAAS einen Überblick über das Naturschutzgebiet Federsee, dessen Wiederlesen lohnt.

Die Redaktion

Vielleicht sollte man schon das Wort «Heimat» vermeiden, um nicht die so sehr verwandelte Sache in Mißkredit zu bringen. Zu oft hat dieses Wort nur ein Zerrbild von Heimat bezeichnet. So sehr geliebt, so sehr beweint: diese Heimat hatte nie auch nur den Schein von Wirklichkeit. Immer war sie die vorvergangene, die Opa-Welt, die Sichel- und Blaukittel-, die Spinnstuben-Heimat. Und immer war sie die aus allem realen Drum-Herum und aus dem Zusammenhang mit allen anderen «Heimaten» gelöste Schein- und Inselwelt, gerade weit genug, um jeweils von allen Winkeln aus auf jeden einzelnen Heimat-Besitzer bezogen zu sein.

Mit dem überschaubaren, vertrauten Umkreis des täglichen Lebens ist es vorbei. Auch der Einödbauer – was war denn vor der romantischen Verzeichnung ein «Hoamatle» anderes als ein landwirtschaftlicher Familienbetrieb? – geht heute nicht nur gelegentlich in die Amtsstadt zu Markt, Amt oder Doktor. Er demonstriert in der Landeshauptstadt gegen Mansholt, fährt nach Berlin zur Grünen Woche, besucht landwirtschaftliche Genossenschaften in Dänemark oder Oberitalien. Oder er macht ganz einfach – welche Ungeheuerlichkeit noch vor dreißig Jahren! – eine Urlaubsreise.

Ganz zu schweigen von uns anderen, die wir auch äußerlich erkennbarer in einer weiträumigen, von städtischen Lebensformen bestimmten Welt unterwegs sind! Alles in dieser Welt ist erreichbar geworden. Wir müssen es nicht einmal aufsuchen, es kommt zu uns ins Haus mit Rundfunk und Fernsehen, in der täglichen Zeitung, in regenbogenbunten Wochenblättern, mit den Angeboten weltweit verflochtenen Handels: seit es die kleinen Kolonialwarenläden nicht mehr gibt, sind wir überall umgeben vom Duft der großen weiten Welt.

Manche von uns arbeiten heute hier, morgen dort; zwei, drei Jahre, und sie verlegen ihren Arbeits- und Wohnsitz über Hunderte von Kilometern. Wo ist da Heimat? Vor allem: bis wohin reicht da Heimat, wo ist ihre Grenze?

«Ubi bene, ibi patria . . .» In einer mobilen Gesellschaft, in einer Zeit supranationaler Wirtschaftszusammenschlüsse ist eine solche Parole ganz und gar nicht leichtfertig oder oberflächlich. Kann man sich in unserer Zeit und Gesellschaft überhaupt noch so etwas leisten wie emotionale Bindung an eine streng lokalisierte einzige Heimat? Das impliziert doch immer auch Heimweh. Und wohin soll sich das Heimweh heute wenden? Zur Heimat der

Eltern (z. B. in Polen oder Rußland), zur Geburtsheimat, zur Heimat der Kindertage, zu irgendeiner zweiten, dritten Heimat, zu einer Heimat auf Zeit? Heimweh – oder was heute an dessen Stelle treten mag – kann nur noch dorthin gerichtet sein, wo es einem künftig einmal gutgehen soll: «Ubi bene . . .» – und wer es gefunden hat, dem fehlt für ein herkömmliches Heimweh jedes reale Ziel:

«Wo 's Dörflein traut zu Ende geht», hat sich längst der größte Gewerbesteuerzahler des Ortes mit seinem Industriebetrieb angesiedelt oder ein ortsfremder Fabrikant mit Bungalow und Swimmingpool in unverbaubarer Aussichtslage. Und an der Stelle der einstigen Dorflinde findet der erstaunte «Heimatbesucher» heute eine Zentralschule oder ein Kaufhaus.

Nichts heimelt mehr an; Arbeiterwohngemeinden eignen sich schlecht als Heimat. Unter Tags sind viele Bewohner im benachbarten Industrieort beschäftigt. Die meisten kommen nur für Feierabend und Nachtruhe ins Heimatdorf, am Wochenende sind sie dann wieder unterwegs, mit der Familie über Land. Nur eine Minderheit hat abends oder am Wochenende auf den noch nicht verpachteten Parzellen ein wenig bodenständige Beschäftigung. Wo und wie weit will man da Heimat abstecken? Wohin soll sich unter solchen Bedingungen Heimweh wenden? Von der Anonymität und Austauschbarkeit unserer Städte ganz zu schweigen, von ihrer Unwirtlichkeit.

Und doch ist vielleicht so etwas wie Heimweh der Ansatzpunkt für die Definition dessen, was heute die Funktion von Heimat haben kann. Vielleicht kann man sogar von diesem Heimweh aus bestimmen, wie das beschaffen sein muß, was man in einem neuen Verständnis vielleicht dennoch wieder Heimat nennen könnte: Heimat als angemessene Umwelt; Heimat als das, wohin sich Wünsche und Erinnerungen gerne richten. Zum letztenmal romantisch formuliert: Heimat ist das, wonach man Heimweh haben kann; Heimat muß so beschaffen sein, daß man nach ihr Heimweh haben kann.

Oder ein wenig sachlicher: Heimat – wir wollen das Wort also ruhig weiter verwenden, nachdem wir uns darüber verständigt haben, daß wir auf seine Untertöne verzichten – soll also verstanden werden als der Raum, in dem sich der einzelne so eingerichtet hat, daß er sich auf die Dauer und vor allem in Zukunft wohl und wohnlich fühlen kann. Wichtig ist dafür recht Sachliches zunächst. Denn

mit Erinnerungen und Gefühlen ist wenig gewonnen. Es kommt darauf an, heute und für die Zukunft sicherzustellen, wessen wir alle zu unserer physischen und psychischen Existenz bedürfen. «Unser täglich Brot» müssen wir verdienen können. Wir wollen es in ungestörter Privatheit mit den Unsrigen verzehren können. Wir wollen uns in unserer – immer noch wachsenden – Freizeit unseres Daseins freuen können in freier Selbstbestimmung. Wir wollen nicht aufgebraucht, aufgefressen, aufgeschlissen werden von der Bemühung um das Notwendigste. Dann erst sind wir bereit und fähig, mit den anderen zusammen – mit den nahen Nachbarn, mit den überall erreichbar gewordenen Freunden, mit den anderen Mitbürgern – am Gemeinwesen, an Staat und Gesellschaft Anteil zu nehmen. Da heißt es nun endgültig Abschied nehmen von Oberlehrerträumen und Vereinsideologien: ein paar alte Steine oder Flurnamen, Keltengrab, Römerstraße und mittelalterlicher Adelsitz haben mit heutiger Heimat zunächst so wenig zu tun wie Sichel oder Sense, wie Blaukittel oder Trachtentanz.

Raum für Wohnung, Haus und parkendes Auto, für spielende Kinder, für den Spaziergang am Feierabend ist dazu ungleich wichtiger. Dann weiter: *Luft*, die man ohne Ängste atmen kann, *Wasser*, das nicht nur zur Not brauchbar ist, sondern tatsächlich Element, frisch, sauber und trinkbar. Nicht zuletzt auch: *Landschaft*, in der das alles vorkommt, aus der das alles zur Verfügung steht für alle – Landschaft auch als weiterer Raum zur Erholung und Erquickung.

Das alles ließe sich zur Not noch unter den herkömmlichen Begriff der Heimat subsumieren – und es wurde bislang immer wieder auch in dieser Abteilung gehandelt, gefordert, diskutiert. Aber einmal unterstellt, diese Bedingungen seien nicht gefährdet, sondern uneingeschränkt gegeben, diese Güter seien in ausreichendem Maße für jeden bereitzustellen:

Schon deren Verteilung macht Öffentlichkeit und Gesellschaft in ihrer Bedeutung für Umwelt und Heimat erkennbar: Man muß die Versorgung mit Wasser organisieren, Verabredungen treffen über die Art, wie man mit Raum und Landschaft umgeht, wie Luft und Wasser saubergehalten werden können. Da aber nun Raum und Landschaft zwar erhöhtem Anspruch ausgesetzt aber nicht beliebig vermehrbar sind, da Wasser und Luft extrem gefährdet und bedroht sind, potenziert sich die Notwendigkeit öffentlicher, gesellschaftlicher, politischer Regelungen.

Mehr noch wird die gesellschaftliche Bestimmung

dessen, was wir Heimat nennen, deutlich, wenn wir uns an die zunächst genannten Bedingungen erinnern: Arbeiten, Wohnen, Raum für menschenwürdige Existenz des einzelnen wie seiner Familie; Versorgung und Kommunikation. Denn das alles setzt eine Fülle von gesellschaftlichen, öffentlichen, politischen Regeln voraus.

Hier tritt nun auch das Historische wieder in sein Recht. Die Verfahren und Mittel der Verteilung von Produzieren und Verbrauchen, von Arbeiten und Wohnen und auch die dazu nötigen Gelegenheiten und Wege der Kommunikation sind nicht aus wilder Wurzel entstanden, sie lassen sich ohne das Wissen um die geschichtlichen Herkünfte weder in gegenwärtigem So-Sein verstehen noch für eine – auch unter erschwerten Bedingungen – möglichst bessere Zukunft projektieren. Die Verteilung von Grund und Boden ist nicht zu erklären und nicht zu verändern ohne das Wissen um ihre Bedingungen in der Entwicklung von Herrschaftsverhältnissen und davon abhängigen Rechtsbegriffen. Oder, um ein recht konkretes Beispiel zu geben: Die unterschiedliche wirtschaftliche Entwicklung verschiedener Landschaften in Württemberg ist weit hin erklärbar aus dem Zusammenwirken geologischer, herrschaftsgeschichtlicher, erbrechtlicher und konfessioneller Entwicklungen.

Vergangenheit zu sehen lediglich als das, was vor dem Heute war, hieße den Blick auf das künftig Mögliche verstellen. Historie ist – auch auf Heimat bezogene – keine Schatztruhe, aus der man zu hohen Feiertagen festliche, aber nach Mottenpulver riechende Gewänder ausgräbt als Anlaß wehmütigen Erinnerns: Das *Gewesene* mag gewesen sein und bleiben, das *Gewordene* aber hat Geschichte; aus dem geschichtlich Gewordenen erst kann das künftig Mögliche wirklich werden. Nur *die* Geschichte kann verbindliche Geschichte sein, in der sich Gewordenes dem erst Werdenden verbindet. Und mag die vertraute Formel noch so oft wiederholt werden, sie wird dadurch nicht wahrer: es ist nicht die Frage, *wie* es eigentlich *gewesen* sei, sondern *wie* es *geworden* ist. Daraus erwarten wir nämlich Hilfe für die Antwort auf die uns noch wichtigere Frage, nämlich: *wie* es werden kann.

Wer wollte bestreiten, daß Geschichte und Geschehendes immer die Menschen betrifft. Und dabei sind nicht so sehr die einzelnen die Betroffenen, sondern die Gruppen, zu denen sich die einzelnen sozialisieren, die Gesellschaft also. Insofern ist Heimat immer auch ein gesellschaftliches, ein öffentliches Geflecht von Strukturen, von wechselseitigen Bedingungen und Abhängigkeiten. Wer das nicht sieht (nicht sehen kann oder nicht sehen will), hat

keinen Grund, auf dem sein Nachdenken zu sicheren Ergebnissen kommen kann über das, was aus dieser Heimat werden soll.

Man beruhige sich nicht damit, daß Heimat zunächst vom einzelnen erlebt wird und jeweils im Privaten des Wohnens ihr Zentrum hat. Schon die Abhängigkeit des Wohnens von der Verteilung des Besitzes an Grund und Boden, von Bebauungsplänen, von ortsüblichen Gewohnheiten des Bauens und Wohnens wirken bis in jede Einzelheit des Privaten. Durch die Fenster ist die Landschaft gegenwärtig, die offene, freie, agrarisch genützte, oder die unbedenklich verbaute, verdorbene Siedlungslandschaft neuzeitlichen Kleinhäuslertums; oder die den Vergleich mit Kasernen zulassende Vorstadt mit den Ergebnissen eines leichtfertig sozial genannten Wohnungsbaus – oder im seltenen Glücksfall die tatsächlich urbane Landschaft einer Stadt, die diesen Namen verdient.

Und wer vor die Tür seiner Wohnung, seines Hauses tritt, der steht schon mitten im Öffentlichen: sofort ist Begegnung möglich, ist Gesellschaft gegenwärtig. Heimat ohne bedingende Wirkung des Gesellschaftlichen ist nicht denkbar. Die Gesellschaft ist – soweit sie im jeweils heimatlichen Umkreis bemerkbar wird – selbst Bestandteil dieser Heimat. Will einer Heimat bewahren oder verändern, muß er die Hand auch an die Gesellschaft legen, verändernd oder restaurativ – je nachdem. Wo die Gesellschaft sich ändert, schafft diese Veränderung für die von ihr Betroffenen neue Bedingungen der Beheimatung. Und in beiden Fällen – durch Widerstand kritischen Bewußtseins oder im angepaßten Verzicht auf Selbstbestimmung – wird jeder einzelne in das Beharren oder Verändern so einbezogen, daß es ihn betrifft – ob er will oder nicht. Manche sprechen von der prägenden Kraft der Umwelt. Solche Hammer-Amboß-Beziehung ist nicht unvermeidbar. Wo kritische Aufmerksamkeit nach eigener Bestimmung und Selbstidentität sucht, bleibt der Betroffene aktiv beteiligt: wie er sich selbst verwirklicht, Zug um Zug, hat er verändernden Anteil an der Gesellschaft und an der gesamten Heimatwirklichkeit.

Und dennoch sind wir umgeben von einer traurigen, trostlosen Wirklichkeit. Unsere Landschaft wird aufgefressen vom Zugriff kapitalstarker Bauträger. Unsere neuen Siedlungen, brutale Häufungen unwohnlicher Renditeobjekte, stören und zerstören das Wohlbefinden, die Sozialisationsfähigkeit, die Mitbürgerlichkeit ihrer Bewohner. Unsere alten Städte und Dörfer verrotten zu verlogenen Attrappen romantisch wirkender Idylle, zu Ruinen und Zerrbildern einstiger Urbanität («Stadtluft

macht frei!»). Die Abfälle unseres zivilisatorischen Unvermögens häufen sich als Müllberge, verpesten die Luft. Unsere Flüsse werden zu stinkenden Kloaken.

Die auf Heimatliebe und Heimatpflege und Heimatschutz Eingeschworenen wissen angesichts dieser katastrophalen Trostlosigkeiten nichts Besseres zu tun als die Hände über dem Kopf zusammenschlagen und die große kulturpessimistische Jeremiade anzustimmen vom Moloch Technik, von den so zweifelhaften Segnungen der Zivilisation, vom Verlust der Mitte und jeglicher Bindung, von mangelnder Achtung vor sogenannten höheren Werten – – – ach, das ist alles so abgestanden, so abgedroschen, so verlogen und so wenig hilfreich. Denn es orientiert sich in einer verhängnisvollen Weise an einer durch Vorurteile und Vorlieben zurechtgemachten Vergangenheit, die es so nie gegeben hat: Hinterwelt. Denn es vollzieht sich so unfruchtbar in einem Klügel von Gleichgesinnten, die sich wechselseitig der Bedeutsamkeit ihrer zweifelhaften Einsichten versichern: sie sind unter sich, Überbleibsel einer bourgeoisen Bildungsgesellschaft, die immer noch meint, nach ihren Maßstäben die Welt und die Menschen schätzen und abschätzen zu dürfen, die immer noch nicht erkannt hat, daß ihre ganze Gebildetheit mitsamt ihren Spezialkenntnissen in Geschichte, Literatur, Brauchtum, in Geologie, Fauna und Flora keinen Pfifferling wert ist, wenn die bare Münze aufgeklärten, kritischen, gesellschaftlich verantwortlichen Bewußtseins verlangt wird.

Böse Absicht kann bei soviel Idealismus nicht der Grund solchen Fehlverhaltens sein. Es fehlt ganz einfach der rechte Blick dafür, daß Heimat zunächst immer als totale Umwelt zu verstehen ist und sich nicht auflösen läßt in isolierte Fachgebiete, daß sie nicht gestaltet oder verunstaltet werden kann – weder regressiv noch progressiv, indem man konservierend oder verändernd an Symptomen herumkuriert und herumpfuscht.

Am konkreten Beispiel: Landschaft als Heimatraum ist nicht einfach dadurch zu schützen, daß man soweit nur irgend möglich singuläre Verbote addiert und Veränderungen verhindert. Landschaft hat Geschichte, sie ist immer Lebens- und vor allem Wirtschaftsraum, also von der Gesellschaft und von deren weithin ökonomisch bedingten Veränderungen mindest so sehr bestimmt wie von dem, was in ihr nach den Naturgesetzen geschieht. Wer also hier etwas erreichen will, muß immer die gesellschaftliche Verbindlichkeit im Auge behalten und nach ihr seine Handhaben wählen.

Um keinen Deut anders ist es – um ein anderes

Beispiel zu geben – bei der Denkmalpflege. Was nützt es, wenn irgendwo in einem Sanierungsgebiet ein mehr oder weniger beachtliches spätmittelalterliches Bauwerk erhalten, restauriert oder mit neuzeitlichen Baustoffen rekonstruiert wird, während sich ringsum das bunte Blech auf den Parkplätzen ausbreitet? So verkennt museal sich gebärdende Denkmalpflege, daß Gebäude, zumal öffentliche oder öffentlich durch ihre Gestalt besonders wirksame, einen Bezug haben zu den Menschen, die an ihnen vorübergehen, in ihnen arbeiten oder wohnen. Das Bauwerk für sich, ohne Bezug zu seiner – sozial verstanden – städtebaulichen Umgebung, und damit zur Gesellschaft, in der es Funktion haben kann, mag dem Spezialisten Genugtuung oder gar Genuß vermitteln; für seine Umgebung, für die Gesellschaft ist es bestenfalls belanglos, meist aber unnütz oder gar ärgerlich.

Wer aber tatsächlich Heimat als das Totale der Umwelt versteht, der jeweils gegebenen hiesigen und heutigen, die es nach morgen zu entwickeln und zu verändern gilt, der wird sich zunächst selbst sozialisieren – das heißt als Bestandteil der Gesell-

schaft verstehen und zu erkennen geben. Er wird sich dann weiter mit dieser Gesellschaft solidarisieren. Das heißt: er wird darauf verzichten, aus seinem besonderen Wissen in der Weise elitärer Gruppen besondere Ansprüche abzuleiten: diese unsere Gesellschaft ist eine demokratische oder muß doch immerhin zu einer demokratischen entwickelt werden. Das Besondere des jeweiligen Wissens schafft unter solchen Bedingungen nicht Vorrechte, sondern höchstens Vorphlichten: Wissen und Einsicht sind der Gesellschaft dienstbar zu machen. Das besondere Wissen und Interesse einzelner ist zu nichts anderem gut als zur Aufklärung derer, die es betrifft. Es kann und muß fruchtbar gemacht werden zur vernünftig begründeten Entwicklung der Umwelt, die wir Heimat genannt und als vor allem gesellschaftlich bestimmt erkannt haben.

Da weithin noch die Orientierung fehlt, wird es für die nächste Zeit vor allem wichtig sein, dies Gesellschaftliche als Aufgabe und Forderung zu erkennen, mitzuteilen, deutlich zu machen: Von hier her erfährt der Begriff Heimat seine entscheidende Neubestimmung.

Gewiß wird die Abwehr der staatlichen Denkmalpflege, das Baustatut der Städte, der staatliche und kommunale Naturschutz usw. sich immer schärfer und strenger gestalten. Auch die Belehrung des Publikums dürfte allgemeiner und intensiver werden. Vielleicht gehen auch die staatlichen Organe der Denkmalpflege in Zukunft mehr Hand in Hand, da man die jetzige Einseitigkeit kaum versteht und auch von einem archäologischen Denkmalpfleger das Verständnis einer deutschen Stadt des Mittelalters verlangen kann. Aber dies hilft in den meisten Fällen wenig gegen die Rücksichtslosigkeit des Großkapitals oder gegen die «Notwendigkeiten des Lebens».

Die Hauptschuld bei den bedauerlichen Sünden finde ich darin, daß unsere Natur- und Kunstdenkmäler noch zu wenig als Kulturerbe und Eigentum des ganzen Volkes anerkannt werden, mit dem Regierung und Volk wahrhaft wuchern müßten im Interesse der Nation für die Zukunft. Wenn irgendwo eine Sozialisierung am Platz erscheint, so ist sie es bei unseren Natur- und Kunstdenkmälern, dem Edelsten und Besten, was wir haben.

(KARL SCHUMACHER: Aus Odenwald und Frankenland, 1929.)

Karl Schumacher war Vorgeschichtsforscher und von 1901–1926 Direktor des Römisch-Germanischen Zentralmuseums in Mainz; er starb am 17. April 1934 in Bad Mergentheim.

Die Geschichte Buchaus ist die Geschichte seines Sees, seiner Insel, seiner Verlandungen und Seefüllungen. Noch 1787 stand man hundert Meter nördlich von der Stiftskirche am Ufer des Federsees, und rund ein Jahrtausend zuvor erhob sich das spätere Stift auf einer Insel, der erst langsam Moor und Schlamm anlandete.

Die Insel im Federsee – die Endung -au erinnert heute noch daran wie bei Lindau, Mainau und Reichenau im Bodensee – war der rechte, geschützte Platz für ein Frauenkloster, in dem die Töchter des Adels unterrichtet und erzogen, den in den vielen Kriegen vaterlos gewordenen Mädchen und Witwen Schutz und Sicherheit gewährt und für das kämpfende Heer das siegverleihende Gebet verrichtet werden sollte. Über die Gründung selbst hat sich freilich keine Urkunde und kein Bericht aus jener Zeit erhalten. Alles, was man der Nachwelt übergab, war ein Name, der Name der Stifterin, und eine Jahreszahl: ADELINDE und 770. So ist an der Stiftskirche heute noch zu lesen: *Sacrum hoc templum beata Adelindis fundavit circa annum 770* (um das Jahr 770 stiftete die selige Adelindis dies Heiligtum). Daß sich an diese allzu knappen Angaben genügend Legenden und Hypothesen bis in die neueste Zeit anschlossen, braucht niemand überraschen. Immerhin scheint in den letzten Jahrzehnten die Annahme eine begründete Wahrscheinlichkeit gewonnen zu haben, daß die Gründerin ADELINDIS die Gattin des Grafen WARIN war. Dieser ist aus vielen Nachrichten faßbar. Er wurde nach dem Untergang des alamannischen Herzogtums der große Konfiskator des herzoglichen Besitzes, der Mann, der die fränkische Reichsverwaltung in Schwaben einrichtete und dabei für sich selbst bedeutende Güter in diesem Lande erwarb. ADELINDE aber wäre eine Tochter des langobardischen Herzogs von SPOLETO in Mittelitalien gewesen.

In das Gestrüpp genealogischer Forschungen und Annahmen wollen wir uns hier nicht hineinwagen. Ob ein Nachkomme aus der weiblichen Linie jener Graf ATTO oder HATTO von Buchau gewesen ist, der auf der heute nicht mehr lokalisierbaren Kesselburg bei Biberach und Attenweiler wohnte, ob die Königin HEMMA, die Gemahlin König LUDWIGS des DEUTSCHEN und Mutter der seligen IRMENGARD, die Urenkelin dieser ersten ADELINDE war, ist leider nicht stringent zu beweisen. Auf jeden Fall haben WARIN und ADELINDE auf der Insel im Federsee

das Kloster oder Stift gegründet, vielleicht ihren bisherigen Adelsitz dort dazu umgewandelt.

Kloster oder Stift? Bei WARIN, einem Mitarbeiter PIPPINS, des ehemaligen Gönners des BONIFATIUS, könnte man schon an ein Kloster nach der Regel des hl. BENEDIKT denken. Aber mindestens im 10. Jahrhundert darf man sich auf der Buchauer Insel ein Damenstift vorstellen, dessen Insassen nach einer leichteren Regel, die auf den großen AUGUSTINUS zurückgeführt wird, ein gemeinschaftliches Leben führten und mit feierlichem Gottesdienst, Stundengebet und Unterricht ihre Tage zubrachten, ohne auf Privateigentum ganz zu verzichten.

Unter LUDWIG dem FROMMEN erlebte das Kloster einen seiner Höhepunkte. Damals kamen Reliquien der Heiligen CORNELIUS und CYPRIAN nach Buchau. Sie wurden fortan die Patrone von Kirche und Kloster. Sie waren aber auch die Schutzherrn der Abtei Inden bei Aachen, die 815 von LUDWIG als Musterkloster gegründet worden war und nach den Reliquien den Namen Kornelimünster erhielt. Von dort aus führte ein tatkräftiger Abt die Reform der Benediktinerklöster durch. Mit großer Wahrscheinlichkeit wurde damals auch in Buchau das regeltreue Leben erneuert. Nur so können wir uns die Schenkung des Kaisers erklären, der 819 an Buchau sein Dorf Mengen und die Kirche im Dorfe Saulgau vergabte. Auch die Kirche in Ennetach – das ist das Dorf Mengen – erhielt KORNELIUS und CYPRIAN als Patrone. Und die Zinsgüter, die vielleicht damals schon an Buchau geschenkt wurden, es waren zwölf große Maierhöfe, wurden die Jahrhunderte hindurch Korneligüter, die Pächter Kornelier genannt. Wie stark der Konvent war, wissen wir nicht. Im 13. Jahrhundert sprach einmal eine päpstliche Urkunde davon, daß Buchau einst 50 und mehr Nonnen gezählt habe. Wären es weniger als zwölf gewesen, so hätte das Kloster nach der Sitte der Zeit seine Selbständigkeit verloren.

Nach dem Rechtsbrauch jener Zeit und den strengen germanischen Anschauungen von der Ordnung der Stände konnten jedenfalls nur adelige Frauen eintreten. Die Enkelin des frommen Kaisers, die Tochter des Königs LUDWIG des DEUTSCHEN, die Prinzessin IRMENGARD, hatte nach dem Willen des Vaters und dem Beispiel ihrer Schwestern folgend schon in jungen Jahren den Schleier genommen und war in Buchau Äbtissin geworden. Herr des



Prospekt des Neubaus von Kirche und Stiftsbauten, von Engeln gehalten, auf den die Fürstäbtissin MAXIMILIANE VON STADION (1775–1803) hinweist, auf der Darstellung der Erneuerung des Stifts durch Äbtissin MAXIMILIANE auf dem Deckenfresko des Hauptschiffs von ANDREAS BRUGGER, 1775. (Aufnahme Landesbildstelle.)

Klosters blieb immer der König. Er habe es seiner Tochter geschenkt, heißt es in einer Urkunde von 857, in der er für Buchau neuen Besitz in Saulgau bestätigte und dessen bisherige Eigentümerin mit Königsgut entschädigte. Die gleiche IRMENGARD, die man sich auf dem Pferd nach Bodman an den See reitend, wo die Verhandlungen stattfanden und die Urkunde ausgestellt wurde, vorstellen darf, hat wohl auch die Namen ihres Konvents in das berühmte Verbrüderungsbuch der Abtei St. Gallen für das gegenseitige Gebetsgedenken eintragen lassen.

Wieder ein halbes Jahrhundert später erfahren wir eine romantische Geschichte aus dem Kloster. Es scheint übrigens, daß jetzt nach dem Untergang des karolingischen Reiches das Frauenkloster ein Stift freierer Regel geworden war. Damals lebte jener Graf HATTO oder ATTO, von dem wir oben schon lasen. Auch er hatte eine ADELINDE zur Frau und von ihr mehrere Söhne und eine Tochter, die den Namen der Mutter trug. Von dieser Familie erzählt die Sage, HATTO und drei seiner Söhne seien in der Schlacht gegen die Ungarn gefallen. Vor dem Ausritt in die Schlacht versprach HATTO

seiner Gattin, ihr an einem bestimmten Platz hinter Kappel, im Tal gen Allmannsweiler zu, für alle Fälle, ob tot oder lebendig, zu begegnen. Als nun HATTO nach der Schlacht über Gebühr lange ausblieb, ging ihm ADELINDE entgegen und sprach das Sprüchlein für sich hin:

*Windle, Windle, weh,
Daß i mein Gspon auch wieder seh'!*

Da kam im scharfen Trab von der Wahlstatt herein ein Ritter, hoch zu Roß, sein Haupt auf einem weißen Teller tragend. Deß entsetzte sich Frau ADELINDE und rief:

*Windle, Windle, weh,
Daß ich mein Gspon nimmer seh'!*

Und auf der Stelle verschwand der Ritter. Auch seine drei gefallenen Söhne erschienen ohne Kopf. Da brach die Mutter und Witwe in lautes Wehklagen aus, baute dann an derselben Stelle ein

Umseitig: Luftbild Buchau
(Aufnahme Albrecht Brugger. Freigegeben vom Reg.-Präsidium Nordwürttemberg Nr. 2/19868).





Kirchlein, und das Tal ward von dieser Stunde an Planken-, d. i. Tränental genannt.

Soweit die Sage. Die Geschichte weiß es ein wenig anders, mag der Vater auch in einem der beständigen Kämpfe gegen die Ungarn 903 oder 904 gefallen sein. Von den Söhnen berichtet HERMANN der LAHME von der Reichenau, der große schwäbische Geschichtsschreiber, sie hätten es nicht ertragen können, daß ihre Schwester ADELINDE in das Kloster eintrat; sie hätten sie heimlich entführt und beschlossen, sie zu verheiraten – später wußte man sogar den Namen des vorgesehenen Bräutigams. Aber unterwegs begegneten ihnen Feinde, vielleicht Räuber, die sie überfielen und niedermachten. Die drei Brüder wurden im Kloster beigesetzt, wo die Schwester Äbtissin wurde. Die Mutter machte eine Wallfahrt ins Heilige Land und zog sich nach der Rückkehr ebenfalls in das Kloster zurück.

Die Ungarn blieben noch ein halbes Jahrhundert ein Schreckgespenst und eine tödliche Gefahr für das Kloster. Bischof ULRICH von Augsburg hatte eine Schwester in Buchau, um die er sich beim Ungarneinfall 926 ernstlich sorgte. Der Sieg auf dem Lechfeld vertrieb endgültig die plündernden Horden. Unter den Kaisern aus dem sächsischen Haus erfreute sich das Stift weiterhin der Gunst der Herrscher. Um die Jahrtausendwende erhielt es das Marktrecht. Zu diesem Privileg gehörte wohl auch das Münzrecht. Von einem Münzmeister in Buchau ist bereits 1022 die Rede. Der gute Mann kam beinahe als Hehler in eine Diebstahlgeschichte, berichteten doch die Mönche von St. Gallen damals ihrem Abt, der mit dem König in Italien weilte, daß in seiner Abwesenheit der Kirchenschatz gestohlen worden sei, daß man ihn aber zum großen Teil wieder habe. Der Dieb habe verschiedenes zurückgegeben. Den Rest habe er an den Kaufmann PERO in Buchau verkauft, der dort Münzmeister sei. Die Münzen, die man 1861 am Federsee in einem Krug vergraben fand – es waren gegen 9000 Stück –, gehören teilweise wohl zu den Geprägten des Stiftes, wie eine Buchauer Numismatikerin unlängst feststellen konnte, wenn sie auch erst aus dem 12. oder 13. Jahrhundert stammen. Übrigens brannte 1032 das Kloster ab. Der reformeifrige Kaiser HEINRICH III. ließ es wieder aufbauen und setzte für Lindau und Buchau eine gemeinsame Äbtissin ein, führte also das Stift wieder zur Benediktinerregel zurück.

Überspringen wir ein paar Generationen. Im 13. Jahrhundert ist aus dem Kloster wieder ein Stift geworden, und zwar ein weltliches, d. h. eine nach keiner kirchlichen Regel und ohne Gelübde

lebende Frauengemeinschaft unter einer Äbtissin, auch wenn sich die Lebensordnung immer eng an die Augustinusregel anlehnte. Die Wahl der Äbtissin aus den Stiftsfrauen regelte Kaiser OTTO IV. 1209. Eine solche Ordnung war schon notwendig. Denn wenige Jahre später mußte sogar Papst INNOZENZ III. eingreifen, um lange Streitigkeiten bei der nächsten Wahl zu schlichten.

An der Lebensform des freien weltlichen Stiftes hat sich durch sechs Jahrhunderte bis zur Säkularisation von 1803 nichts mehr geändert, nur daß die Angaben über die Insassen später die ganze barocke Titulaturfreudigkeit aufweisen. So trägt sich 1724 in den Wiblinger Seelenbund der Heiligkreuzbruderschaft ein die «Frau Frau ROSINA AMALIA MARIA, des Heiligen Römischen Reichs Erb-Truchsessin Gräfin zu Zeil etc. des Hochfürstlich freyweltlichen Reichs-Stifts Buchau Stift- und Capitular-Dame».

Die Lebensform eines solchen Stiftes war in Oberschwaben ungewöhnlich. Anderswo im Reich gab es genügend ähnliche Stifte, die teilweise auch in der Reformation nicht aufgehoben wurden, sondern als evangelische Damenstifte weiter bestanden. Das württembergische Oberstenfeld oder das berühmte Gandersheim in Niedersachsen sind nur zwei Beispiele für viele. Daß ein Kanonissenstift auch bedeutende kulturelle Leistungen aufweisen konnte, wissen wir gerade von Gandersheim, wo die erste deutsche Dichterin, HROSWITH, um die Jahrtausendwende ihre großen Dramen schrieb.

Von solchen Leistungen hören wir freilich aus Buchau nichts. Dafür war es zu klein und fernab von den Höfen jener hochadeligen Fürsten, die, neben politischem Einfluß auch mit reichen Gütern gesegnet, solche Stifte freigebig ausstatten konnten. Wie es in einem Damenstift zugeht, erzählt uns von Buchau der vom König zum Dichter gekrönte und vom Kaiser zum Pfalzgrafen ernannte KASPAR BRUSCHIUS. Trotz der hohen Titel war der aus Oberfranken Stammende ein sehr wendiger, in seiner Haltung zu Bischöfen und Äbten fast charakterlos zu nennender junger Mann von 30 Jahren, als er am 28. August 1548 nach Buchau kam. Er war damals Schulmeister in dem evangelischen Lindau, ertrug aber den Zwang des Amtes nicht und schweifte durch Graubünden und Oberschwaben. In Buchau wurde gerade das ADELINDISfest gefeiert. Dazu gehörte auch die Austeilung des ADELINDISbrotes. Jeder, der kam, erhielt aus den Händen der Stiftsfraülein ein Weizenbrot. Es seien 1548 gegen 4000 Brote verteilt worden. Nun erzählt BRUSCHIUS vom Stift selbst: Es werden nur Adelige aufgenommen, die unter einer Äbtissin zuchtvoll



Bruchstück einer Grabplatte der Barockzeit mit dem Wappen des Reichsstifts Buchau. (Aufnahme Kilian.)

und rechtschaffen erzogen, im heiratsfähigen Alter, wenn sie umworben oder erbeten werden, wieder austreten und zu heiraten pflegen, was allen erlaubt und freigestellt ist außer der Äbtissin, weil diese eigens benediziert worden ist. So sind es also nicht Klosterfrauen, sondern Frauen, die warten (*expectatrices*), und Buchau ist kein Kloster, sondern eher eine Heimstätte und Heiligtum ehrenvoller Zucht. Soweit BRUSCHIUS.

Man darf dem gekrönten Dichter nicht jedes Wort glauben. Heiraten aus dem Stift müssen sehr seltene Ausnahmen gewesen sein. Ein Geschichtsschreiber des letzten Jahrhunderts konnte nur einen einzigen Fall im Lauf der Jahrhunderte feststellen. Auch von den Gebetsverpflichtungen der Kanonissen weiß BRUSCHIUS nichts. Sie hatten täglich, ähnlich wie Benediktinerinnen, die Tagzeiten des Breviers zu beten. Zur Zeit des Besuches von BRUSCHIUS lebten im Stift außer der Äbtissin, es war MARGARETE VON MONTFORT, sechs Frauen, die der Dichter und Geschichtsschreiber namentlich aufzählt, alle aus altem Adel wie Geroldseck, Fürstenberg, Hohenlandenberg, Montfort, Schenk von Limburg usw. Wer sich um die Aufnahme bewarb, mußte väterlicher- und mütterlicherseits acht ade-

lige Ahnen aufweisen. Noch heute kann man im Regensburger Archiv des Fürsten von Thurn und Taxis kunstvoll auf Pergament in Farben ausgeführte Stammbäume der Stiftsdamen bewundern. Nach einem Probejahr erfolgte die feierliche Aufnahme in das Stift durch die Überreichung des Mantels und das Versprechen der Einhaltung der verlesenen Statuten. Die Kanonissen wohnten in einem Haus zusammen. Jedes Stiftsfräulein lebte nach dem Stil ihrer adeligen Familie und hatte drei Zimmer und ihre eigene Bedienung. An ein Gelübde der Armut waren die Kanonissen ja nicht gebunden. Sie konnten jedes Jahr auch eine bestimmte Zeit abwesend sein. Zum Kapitel, das über die Ordnung von Haus und Gottesdienst, aber auch über die Verwaltung der Güter und die Regierung der stiftischen Dörfer mitzubestimmen hatte, gehörten nach einer päpstlichen Verordnung von 1417 auch noch mehrere sogenannte Kanoniker, darunter der eigentliche Stiftspfarrer und sein Stellvertreter. Zwischen der Äbtissin und dem Kapitel kam es manchmal zu Meinungsverschiedenheiten über die Verwaltung des stiftischen Besitzes. Deshalb mußte sich 1427 die neugewählte Äbtissin in 16 Punkten einer Wahlkapitulation auf den Willen des Ka-

pitels verpflichtet. Als sie dann 20 Jahre später doch nach ihrem eigenen Kopf handelte – es ging um die Stellung des Pfarrers und seine Rechte –, kamen die Zwistigkeiten zur Kenntnis des Bischofs von Konstanz. Dieser, ein sehr reformeifriger Herr, benützte die Gelegenheit, eine Kommission nach Buchau zu schicken mit dem Auftrag, das Stift zu visitieren und zu reformieren. Übrigens wechselte die Zahl der Kanonissen immer wieder. Die Normalzahl war zwölf, im Jahre 1794 war sie auf 14 gestiegen, alles Angehörige der oberschwäbischen Grafenhäuser.

Nicht zu den Kapitularen zählten die Kapläne, die für die feierliche Abhaltung des Gottesdienstes und zur Teilnahme an dem gemeinsamen Chor- gebet angestellt wurden. Diese Geistlichen wurden wohl auch nach Bedarf und Können zum Unterricht der jungen Stiftsfräulein herangezogen, die neben den damaligen Handarbeiten Latein erlernten und in den Sinn der Liturgie und der Zeremonien eingeführt wurden. Ob die Frauen auch Handschriften anfertigten, wissen wir nicht. Erhalten hat sich aus der mittelalterlichen Zeit nur wenig, so eine für Buchau geschriebene Heiligen- legende, die man wohl für die tägliche Lesung ge- brauchte. Das Bruchstück einer Bibelhandschrift aus dem 9. Jahrhundert, das als Rechnungseinband des Stiftes heute in Regensburg liegt, wurde in dem berühmten Martinskloster in Tours geschrieben.

Außerhalb des Kapitels standen auch der Hof- meister, der Pfründamann und die übrigen Be- amten der weltlichen Regierung des Stiftes. Zur weltlichen Herrschaft Buchaus, für das sich zur Zeit des Konstanzer Konzils König SIGMUND mehrfach einsetzte, gehörten seit dem 13. Jahrhundert die Herrschaft Straßberg zwischen Sigmaringen und Ebingen und eine Reihe von Dörfern und Höfen in der Nähe des Sees und in der Gegend von Biber- ach, nicht aber die Stadt Buchau selbst (siehe den Aufsatz von Willy Baur in diesem Heft).

Im Westen des Stiftes hatte sich auf der durch den Rückgang des Sees vermehrten Landfläche aus dem ursprünglichen Fischerdorf eine ansehnliche Sied- lung entwickelt, die wohl um das Jahr 1300 zur Stadt wurde. Genaue Nachrichten darüber fehlen. Aber schon 1320 steht Buchau neben Biberach und Ravensburg im Krieg auf seiten FRIEDRICHS von Österreich gegen LUDWIG den BAYERN. Der gleiche LUDWIG, inzwischen Kaiser geworden, gewährte 27 Jahre später der Stadt die Befreiung von allen auswärtigen Gerichten. Verbunden mit dem Münz- recht bedeutete dieses Privileg die Anerkennung Buchaus als freie Reichsstadt.

Wie zunächst viele andere Reichsstädte hatte auch

Buchau keine Pfarrkirche in seinen Mauern. Mauern und Graben gab es eigentlich nicht. Das Wasser bot genügend Schutz, und die Mauer gegen das Stift wurde erst anfangs des 16. Jahrhunderts er- richtet, und zwar auf Initiative und Kosten der Äbtissin. Nur zwei freistehende Tore verrieten die Stadt. Die seelsorgerliche Betreuung geschah vom benachbarten Kappel aus, wohin ein Damm durch See und Moor führte. Die einträgliche Pfarrei hatte eine ganze Reihe angesehener und gelehrter In- haber, wurde aber 1459 dem Stift inkorporiert, d. h. das Stift bekam die Einkünfte und hatte für die Seelsorge einen Vikar zu bestellen und zu besolden. Gewöhnlich war es der zweite Kanoniker am Stift, der aber im Stift wohnen blieb und nicht nach Kap- pel hinauszog. Als die Äbtissin BARBARA VON GUN- DELFINGEN das Stift mit Mauern und Türmen um- schloß, wurde 1508 nicht nur vereinbart, daß die Bürger der Stadt im Stift «handeln und wandeln» dürften, sondern auch, daß immer eine Wache am Tore sein müsse, damit das Tor gleich geöffnet werde, wenn man den Geistlichen zur Spendung der Sterbesakramente in der Stadt und in Kappel bei Nacht rufen müsse.

Die Reichsstadt Buchau mit kaum 700 Einwohnern war wohl die kleinste ihrer Art und ein recht armes Gemeinwesen, das aber durch äußerste Sparsam- keit und Opferbereitschaft seinen zähen Willen zur Bewahrung der Selbständigkeit offenbarte. In einer wenig fruchtbaren Gegend, fernab von den Han- delsstraßen gelegen, von dem nahen Biberach wirt- schaftlich weit überflügelt, durch das Stift räumlich beengt, konnte sie die vielen Unglücksschläge und die zahlreichen Verpfändungen nicht spurlos über- stehen. Im Jahr 1412 brannten in der kleinen Stadt das Rathaus und 46 Häuser ab. Zum Trost dafür erhielt das Städtchen im folgenden Jahr das Markt- recht.

Schlimmer waren die zahlreichen Verpfändungen durch die geldbedürftigen deutschen Kaiser und Könige. Mit LUDWIG dem BAYERN fingen sie be- reits an. So waren Württemberg, die Grafen von Helfenstein und die Reichsstadt Ulm jahrzehnte- lang die Pfandherren der Stadt. Von Ulm kam die Pfandherrschaft 1509 an das Stift. Deshalb braucht man sich nicht wundern, daß man 1521 den Namen Buchau nicht mehr unter den 85 großen und klei- nen Reichsstädten findet, die in der auf dem Reichs- tag von Worms gefertigten Reichsmatrikel auf- gezeichnet wurden. Buchau war noch verpfändet und wurde erst drei Jahre später wieder ausgelöst. Daß der Bürgermeister BUGGENHAY, sonst ein wohlhabender Fischer und Müller, 1524 zum Reichstag nach Speyer auch ohne Schuhe mar-

schierte, also zu Fuß und «barschenkelt» in die Stadt kam, erregte bei den andern Reichstagsgesandten Aufsehen und bot dem adeligen Gesandten des Stiftes, einem Grafen MONTFORT, billigen Anlaß, den biedereren Bürgermeister, der seiner Stadt die teuren Kosten für einen Vertreter ersparen wollte, aufzuziehen. Auch die Zimmeriche Chronik ließ sich den Vorfall nicht entgehen.

Die knappe finanzielle Decke der Stadt offenbart der geringe Jahresbeitrag zum Schwäbischen Kreis. Der Matrikelansatz betrug für die Stadt ganze vier Gulden, für das Stift das Neunfache, für Biberach 75 und für Augsburg 400 Gulden. Im 17. Jahrhundert belasteten die Beiträge für die kaiserlichen Kriegszüge gegen Franzosen und Türken die Stadt so sehr, daß man eine Zeitlang sogar den Nachwächter und den Stadtschreiber abschaffte, weil man deren Besoldung nicht mehr aufbringen konnte, von der entsetzlichen Not des Dreißigjährigen Krieges ganz zu schweigen.

Mit dem Stift kam man nach den ersten Jahrhunderten der städtischen Selbständigkeit allmählich in ein gut nachbarschaftliches Verhältnis. Im 18. Jahrhundert war es selbstverständlich, daß das Stift seinen Rechtsgelehrten bei Streitigkeiten der Stadt zur Verfügung stellte, daß die Fischerzunft der Stadt an Neujahr der Äbtissin ein ansehnliches Fischgeschenk machte und daß der ganze Magistrat einmal im Jahr zum Essen in das Stift eingeladen wurde. Anfangs war es nicht so. Das Stift hatte mit den Herrschaften Warthausen und Obermarchtal eine gemeinsame Seordnung aufgestellt und damit auch die Fischer der Stadt einem genauen Reglement unterstellt. Das war der wirtschaftliche Hintergrund der Verstimmung. Dazu kam, und das erregte die Bürger gewaltig, eine Verordnung des Stiftes, wonach die Bürgerschaft die Glocke der Stiftskirche nicht mehr ohne Erlaubnis des Mesners und ohne Entschädigung für seine Mühen bei Begräbnissen läuten durfte. Interessant die Begründung: Die Glocken seien nur zum Stundenschlag der Klosteruhr bestimmt und die Uhr sei durch das eigenmächtige Läuten öfters beschädigt worden. Eine mit einer Glocke in Verbindung stehende Kirchenglocke ist für jene Zeit schon etwas Besonderes. Daraufhin entschloß sich die Bürgerschaft zu einem Boykott. Es wurde ausgemacht, dem Kloster nicht einmal bei Feuersbrunst zu helfen, bei den allgemeinen Opfergängen in der Pfarrkirche in Kappel weniger als einen Gulden zu opfern, nichts, nicht einmal Lebensmittel an das Kloster zu verkaufen und keinerlei Dienste zu leisten. Das Stift, durch den Boykott schwer getroffen, reichte da-

gegen Klage beim Basler Konzil ein und dieses beauftragte den Konstanzer Bischof mit der Prüfung und Behebung des Streites. Wie er dies im einzelnen fertigbrachte, wissen wir nicht.

Trotz der früheren Spannungen und trotz der ungerne ertragenen Pfandherrschaft bildeten später Stift und Stadt eine Schicksalsgemeinschaft. In der Reformationszeit gehörte Buchau zu den wenigen (fünf) deutschen Reichsstädten, an denen die Reformation spurlos vorüberging. Das Stift seinerseits war schon durch seine Verbindung mit dem ober-schwäbischen Adel gegenüber der Glaubensneuerung immun. Die damalige Äbtissin, die wie ihre Vorgängerinnen viele Beziehungen zur benachbarten Reichsstadt Biberach unterhielt, versuchte, freilich erfolglos, den berühmten Biberacher Hochaltar 1531 vor dem Bildersturm zu retten. Für die herrliche Retabel des NIKOLAUS WECKENMANN bot die Äbtissin 400 Gulden. Aber selbst auf ein so hohes Angebot gingen die Bilderstürmer nicht ein. Man hatte Angst, «die Mitläufer vor den Fanatikern», und der Altar «mußt ins feir», wie der Biberacher Annalist LUCAS SEIDLER berichtet. Als dann wenige Jahre später die Klosterfrauen von Biberach, die sich nicht zu dem vom Rat geforderten Übertritt entschließen konnten, schwer bedrückt wurden, nahm die Äbtissin 1538 den ganzen Biberacher Konvent, die Oberin mit acht Schwestern, für zehn Jahre in Buchau auf.

Diese adeligen Äbtissinnen müssen teilweise sehr energische Frauen gewesen sein. Bekannt, wenn nicht berüchtigt, ist die Buchauer Herrin während des Dreißigjährigen Krieges. KATHARINA VON SPAUR regierte das Stift 1610–1650. Damals brauchte es schon eine tatkräftige und entschlossene Frau. Während der Krieg zunächst nur an den hohen Abgaben und der Stellung von Militär spürbar wurde – zwei Mann zu Roß und sechs zu Fuß hatte 1620 das Stift zu stellen –, wurde es 1632 recht ernst in Oberschwaben. Schweden und Franzosen marschierten ein, kämpften, besetzten und sogen das Land jahrelang aus. Waren die Kaiserlichen obenan, mußten Stadt und Stift unerträgliche Quartierlasten und Soldkosten auf sich nehmen. Dazu kam dann noch 1634 Hunger und Pest. In Buchau blieben nur 16 Haushaltungen am Leben. Die Stadt mußte von ihren Bürgern und fremden Städten Darlehen annehmen. Die Steuereinnahmen sanken mehr und mehr. 1633 bis 1646 gibt es keine Steuerbücher mehr, wie auch im Stift 1631 auf ein Jahrzehnt die Protokollbücher aussetzen. Eine Verwaltung war nicht mehr möglich, nur noch ein Vegetieren von einem Tag zum andern. Die Stadt begab sich 1637 auf 20 Jahre in den Schutz des Stiftes,



«Stadt Buchau». Nach der Natur gezeichnet und lithographiert von EMMINGER, gedruckt von G. KÜSTNER. Links Kappel. Um 1850. (Aufnahme Landesbildstelle.)

als ob die Frauen dort gegen Soldaten, Hungersnot und Seuchen hätten entscheidend helfen können! In der Kriegsnot stiftete eine Kammerjungfer der Äbtissin für teures Geld auf jeden Donnerstag das Läuten der Todesangst Christi. Die Äbtissin selber ging mutig nach Kanzach und verhandelte dort mit den Soldaten. Aber sie konnte die Truppen nicht beschwichtigen, die sich von WALLENSTEIN völlig gedeckt wußten. Da wandte sich die Äbtissin an den Erzherzog LEOPOLD VON TIROL. Ihm teilte sie die Absicht mit, wegen des Stiftes an den Wiener Hof zu reisen. Sie wollte mit einem Schreiben LEOPOLDS und einem Fußfall den Kaiser überreden, WALLENSTEIN durch einen Obersten überfallen und töten zu lassen. Vier Monate später war sie tatsächlich in Wien und erreichte einiges für ihr Stift. Doch wurde von dem Plan, der in einer Stunde der Verzweiflung gefaßt worden war, nicht mehr gesprochen. Als 1632 die Schweden nahten, floh die Äbtissin mit dem ganzen Konvent, den Beamten und Bediensteten, mit 27 Pferden und dem ganzen Vieh. Auch Leute aus der Stadt schlossen sich an. Alles flüchtete zunächst in die Schweiz. Zwei Jahre später treffen wir die Frauen von Buchau in der Reichsstadt Überlingen, wo bei der Schwedenprozession auch die Reliquien des Stiftes mitgeführt wurden. Die Pest holte sie auch dort ein. Eine Chorfrau erlag ihr. Die Flüchtlinge konnten nicht einmal die Begräbniskosten bezahlen und mußten noch 1653 darum gemahnt werden.

Daß Buchau außer Wimpfen die einzige Reichsstadt war, in der vom 16. Jahrhundert ununterbrochen bis zur schrecklichen Vernichtung im Dritten Reich Juden ansässig waren, was sie für die Stadt bedeuteten, von ihrer Synagoge und ihrem Friedhof, der Größe der Gemeinde und ihrem Untergang kann man im letzten Heft unserer Zeitschrift lesen. Daß die Ahnen des großen Physikers ALBERT EINSTEIN über drei Jahrhunderte in Buchau lebten, daß aus der Stadt die berühmte Madame KAULA, die Hoffaktorin von Hechingen und Sigmaringen, stammte, ist bekannt. Das Zusammenleben war fast reibungslos. Im Lauf der Jahrhunderte gab es nur ein paar Übertritte zur katholischen Religion, die mit der ganzen anschaulichen Pracht des Barock, mit vornehmen Paten, mit «Engeln und Teufeln» gefeiert wurden, von denen die letzteren nach dem Ja auf die Frage nach der Verwerfung des Judentums mit Lärm die Kirche verließen.

Den letzten Akt von Reichsstadt und Stift inszenierte die Aufklärung, mit bescheidenen Requisiten freilich. In der Stadt trennte man 1751 die Schulmeisterstelle vom Posten des Stadtschreibers und stellte einen eigenen Lehrer an. Die arme Gemeinde konnte jedoch nichts Großes auf die Beine stellen. Noch 1806 war die Schulstube zugleich Wohn- und Schlafzimmer des Lehrers und seiner Familie. Größere Möglichkeiten hatte das Stift. Es hatte in Kappel eine wohleingerichtete Schule erbaut. Dann

kam der Bau der neuen Stiftskirche durch den Franzosen d'IXNARD. Im Jahr 1783 wurden die Juden auch im Stiftsgebiet zugelassen. Die Begründung, das Stift wolle an der «sittlichen und politischen Verbesserung einer bereits in allen christlichen Ländern mehr als ehemals tolerierten Nation» mitwirken, paßt gut zu der Äbtissin jener Zeit. Es war die Gräfin MAXIMILIANE VON STADION, die Tochter des seit 1761 in Warthausen wohnenden Gastgebers von WIELAND. Bei ihren häufigen Besuchen beim Vater traf sie den Dichter und seinen Kreis, den Maler TISCHBEIN, aber auch den gemütswarmen Pfarrer HEGGELIN, den Freund des begnadeten Dillinger Pastoralprofessors JOHANN MICHAEL SAILER, und den schwäbischen Dichter, den Prämonstratenserpater von Obermarchtal SEBASTIAN SAILER. Seit 1775 regierte sie das Stift, vollendete den Kirchbau, ließ aber auch den See tiefer legen, um das Land fruchtbarer zu machen und eine Straße nach Oggelshausen bauen zu können. Bei dem neugegründeten Weiler Moosburg baute sie sich ein Mausoleum, das freilich nach der Aufhebung des Stiftes abgebrochen wurde. Als 1796 die Franzosen anrückten, floh sie nach Augsburg, kehrte aber nach drei Wochen wieder zurück, wurde von den Franzosen selbst des Silberbestecks beraubt und verlor schließlich Stift und Herrschaft. Sie starb im Jahre 1816 in München.

Noch einmal schien für Buchau eine große Stunde zu schlagen. Der Reichsdeputationshauptschluß von 1803 brachte Stift und Stadt unter einen gemeinsamen Herrn. Der Fürst von Thurn und Taxis erhielt sie als Entschädigung für die verlorenen Einkünfte aus der Post in den an Frankreich abgetretenen linksrheinischen Gebieten. So human der Fürst auch die Stiftsdamen behandelte, das Stift war aufgelöst. Tatsächlich verlegte der Fürst seine Residenz von Regensburg nach Buchau. Das Stift wurde zum Schloß. Die gesamte Verwaltung folgte. Aber schon vier Jahre später wurden Regierung und Zentralkasse wieder zurückverlegt. Buchau war an Württemberg gekommen. In den nächsten Jahrzehnten gingen die einzelnen taxischen Ämter alle verloren; zuletzt wurde das Rentamt nach Obermarchtal verlegt. Die kurze Zeit der fürstlichen Herrschaft hatte aber ihre guten Seiten. Stadt und Stift waren 1803 eigentlich bankrott. Der Fürst übernahm ihre Schulden in der Höhe von fast 200 000 Gulden. Dafür mußte die Stadt ihre Einkünfte dem Fürsten übereignen. Die Schule von Buchau wurde nun mit jener des Stiftes vereinigt. Aus der Stiftskirche wurde die Pfarrkirche von Buchau, an der der Fürst noch zwei Kaplaneien errichtete. So ging Buchau in die württembergische Zeit hinein.

Sie brachte gewaltige Aufregung im 48er Jahr, fast eine Revolte 1849, dann die beginnende Industrialisierung, das Zusammenwachsen von Stift, Stadt und Kappel, den wirtschaftlichen Fortschritt, den kulturellen Aufschwung. Von alter Zeit, von Glauben, Kunstsinn, Not, Armut und Zähigkeit stehen noch die steinernen Zeugen. Sie sind durch das Verständnis der verantwortlichen Männer erhalten, erneuert und wieder mit Leben erfüllt worden. An Stelle der Gemeinschaft der Frauen kündet heute das große Caritasheim im Schloß, die Kinderheilstätte mit 220 Betten, von der bleibenden Kraft der Gesinnung, die über tausend Jahre die ehemalige Insel formte.

Stiftskirche Buchau, Papst Cornelius.
(Aufnahme Müller & Sohn.)



Buchau bedeutet Begegnung mit der Ernte vieler Jahrtausende. Die Vorgeschichte bietet ihre fesselnde Schau in dem von Professor Dr. MANFRED LEHMBRUCK erbauten und am 2. August 1968 eröffneten neuen Federsee-Museum, während die Zeugen eines Jahrtausends christlicher Kultur und Kunst an Ort und Stelle auf Schritt und Tritt ihr ehrwürdiges Erbe zeigen.

Das Stift

Buchau war eine Zelle des frühesten Christentums in Schwaben, eine heilige Gottesinsel in weltferner Einsamkeit. Die Geschichte beginnt mit dem Kaiserhaus der Karolinger. Von den Spuren der seligen Äbtissin IRMENGARD (833–866), einer Urenkelin Kaiser KARLS des GROSSEN, ist nichts mehr zu sehen. Ihr Gedenken wird jährlich in einem Kirchenfest am 17. Juli festgehalten. Aber Teile des ehemaligen karolingischen Reichsklosters sind in der Restkrypta unter dem Chor der Stiftskirche erhalten, die 1929 unter Professor Dr. JOSEF HECHT ausgegraben wurde und als der älteste erhaltene Kirchenraum Oberschwabens gilt. Die Dreikonchenanlage der Gruft – nur die Hauptkonche mit altem Altar ist erhalten – wird nach dem Brand 1032 angesetzt; man vermutet aber, gerade sie habe als Bauteil des 10. Jahrhunderts diesen Brand überstanden. 1941 wurden in der Krypta die Gebeine der Seligen ADELINDIS und ihrer drei erschlagenen Söhne BERINGER, REGINOLF und GERHARD beigesetzt, nachdem sie kurz zuvor wieder aufgefunden und wissenschaftlich identifiziert worden sind. Das Fest der Volksheiligen ADELINDIS wird jedes Jahr am 28. August gefeiert, wo früher die Stiftsdamen Tausende von Brotlaiben an die dürftige Bevölkerung verteilen ließen. Bei der denkmalpflegerischen Konservierung des Äußeren des Chores fanden sich in der Nordwand Reste der romanischen Basilika (Säule, Obergadenfenster), zu der auch der untere Teil des Turmes gehört, der in der Gotik erhöht und mit einem Satteldach versehen wurde.

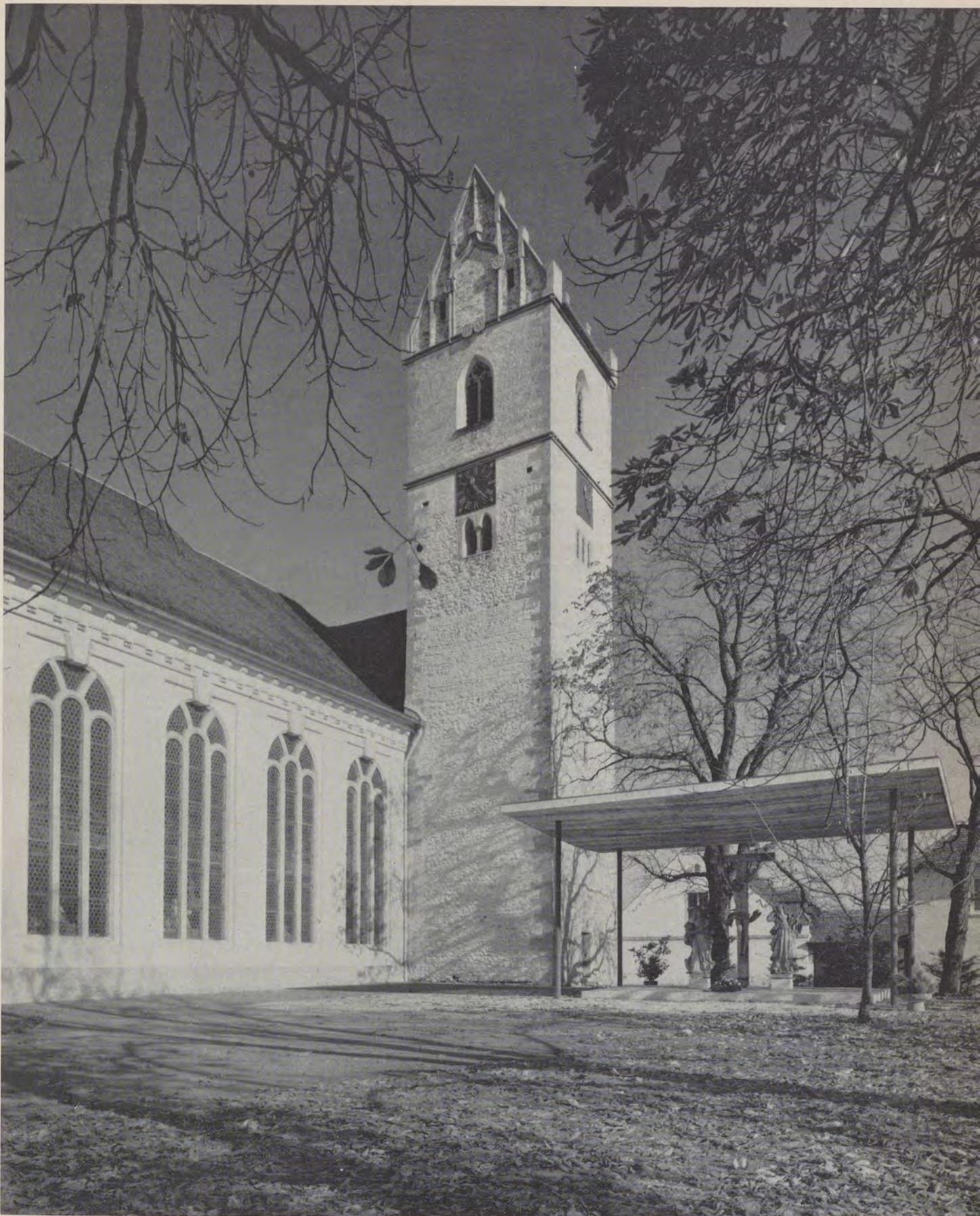
Kirchenrestaurierungen sind oftmals wichtige Fundgruben der Vergangenheit. In der uralten Mutterkirche in Kappel wurden anlässlich einer Kirchenerweiterung 1927 im Chor Fresken der Reichenauer Schule freigelegt. Es sind nach den Bildern in Burgfelden die ältesten erhaltenen Wandmalereien Württembergs mit der Darstellung einer «Majestas Domini». In den Arkaden sitzen Apostel, die leh-

rend die eine Hand erheben, während die andere ein Buch hält. Der Erzengel Gabriel hat stehend seine Rechte erhoben, die Linke ausgestreckt. Ihm gegenüber am Südpfeiler des Chorbogens sitzt König David in rotem Mantel auf einem deckengeschmückten Faltstuhl. Er schlägt mit der linken Hand die von der rechten gehaltene Harfe. In der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts wurde ein dreiseitiger Chorabschluß angebaut, der ebenfalls bemalt wurde und Christus auf dem Regenbogen in der Mandorla und die Apostel Petrus und Paulus zeigt. Sämtliche Bilder sind rein flächenmäßig aufgefaßt und in eine lebendige Verbindung mit dem Raum gebracht. Diese Großmalerei in einer kleinen Dorfkirche ist von überwältigender Schönheit.

Die Kappeler Fresken sind wie die Reichenauer ein letzter Nachhall der christlichen Antike mit ihrem hieratisch-sakralen Geist, mit ihrer würdevollen Gemessenheit der inneren und äußeren Haltung, mit ihrer strengen Gesetzmäßigkeit und Ordnungsliebe, mit ihrer vornehmen Verhaltenheit und ihrem echten Feingefühl für Form, Farbe und Geist. Sie werden zur Zeit mit größter Sorgfalt unter Beihilfe des Landes und des Kreises denkmalpflegerisch konserviert.

Im Jahre 1963 entdeckte man dort bei Grabungen vor dem Eingang in den alten Chor eine vorromanische Konche mit kleinem Altar (80×80 cm), worüber noch ein Fundbericht erstattet wird. Es handelt sich wohl um die Überreste der ältesten Kirche überhaupt. Die Buchauer Krypta, der alte Chor der Peter- und Paulskirche zu Kappel und die ausgegrabene Konche daselbst gehören also zu den ältesten mittelalterlichen Beständen der schwäbischen Kunstgeschichte. Diese Funde und Befunde rechtfertigen den Ausdruck, daß das Betrachten eines romanischen Raumes oder Bildes wie ein «mit den Augen horchen» sei. Das jenseitigere Gefühl der alten Zeit wird stark spürbar.

Im Stilwandel folgte auf die romanische Basilika die Klosterkirche der Gotik mit zwei hohen gotischen Westfenstern, einem Satteldachstuhl und einem Chor mit Strebpfeilern. Schiff und Chor waren nach oberschwäbischer Sitte jener Zeit flach gedeckt. Auch das Buchauer Frauenkloster besaß künstlerisch bedeutende Bildwerke, die dem Frömmigkeitsempfinden der Zeit entsprachen. Im Landesmuseum in Stuttgart befindet sich das aus Buchau stammende Andachtsbild «Maria im Wochenbett»; Maria ist liegend dargestellt, den Oberkörper auf



Außenansicht der Stiftskirche.
(Aufnahme Holder.)

zwei Kissen aufrichtend, das Kind ist nackt auf dem Schoße der Mutter. Hier wird nicht die Geburt Christi als geschichtlicher Vorgang dargestellt, sondern die mystische Vision der Gottesgebälerin.

Eine bedeutsame Kostbarkeit ist das farbig gefaßte Holzbildwerk der Marienklage um 1430. Feine Anmut und lyrische Beseelung verbinden sich bei dieser Gruppe mit der melodischen Linienschönheit und dem weichen Fluß der Falten. In Bruchstücken erhalten ist noch eine Pietà und ein Ölberg aus Terrakotta.

Ein Gnadenstuhl und eine Anna Selbdritt gehören noch der Gotik an. Die gotische Kreuzgruppe aus der abgegangenen St. Lorenzkapelle ziert jetzt den Chor der Kirche in Kappel. Die Reliefgruppe des Abendmahls aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts wurde mit einem neuen Tabernakel in Verbindung gebracht und ist ein Kleinod der Kirche in Kappel.

Die dritte Klosterkirche ist der jetzige Bau des Klassizismus. Er nimmt in der reichen Baugeschichte der oberschwäbischen Klöster eine Sonderstellung

ein. Das Gotteshaus wurde 1774–1776 von dem französischen Architekten PIERRE MICHEL D'IXNARD umgestaltet. Dessen Entwürfe stellen den Anschluß an die jüngste französische Formwelt des Klassizismus her.

Das bescheidene Äußere der Kirche läßt nichts ahnen von der überraschenden Eleganz des Innern. Die dreischiffige, mit Pfeilern, Emporen und flachen Decken versehene Kirche mit eingezogenem Chor ist ganz in Gold und Weiß getaucht. Die Deckenfresken stammen von ANDREAS BRUGGER aus Langenargen am Bodensee (1737–1812) und JOHANN GEORG MESSMER aus Saulgau (1715–1798). Dem gesamten plastischen Schmuck hat JOHANN JOSEPH CHRISTIAN aus Riedlingen an der Donau (1706 bis 1777) den Stempel seiner Kunst aufgedrückt. Der saalartige Raum atmet vornehme Feierlichkeit und fürstliche Würde, wie sie dem Gotteshaus der Damen aus schwäbischem Hochadel wohl anstehen. Das gesellschaftlich Vornehme wird mit dem Religiösen verbunden. Das vor Jahrzehnten verhängte Verdikt, es sei keine Kirche, sondern ein Theater-

Stiftskirche Buchau. Blick in das Kirchenschiff zur Orgel. (Aufnahme Dr. Hell.)



Konzert- und Tanzsaal, ist hart und nicht haltbar. D'IXNARD hat an der Pariser Akademie studiert und in Rom die Antike kennengelernt. Streng hält er sich an die «Regel» und befolgt das als «convenable» Vorgeschriebene. Er gilt als durchaus modern im Sinne seiner Zeit wie auch die Stiftsabtissin als kirchliche Auftraggeberin, die den Zeitgeist ebenfalls bejahte. Sein Buchauer Werk steht völlig isoliert innerhalb der oberschwäbischen Sakralarchitektur. Das ganze Raumgefüge hat mit jeder Art barocker Baukunst gebrochen. Bewußt werden die horizontalen und vertikalen Linien gegeneinander abgesetzt. Die Deckenbilder sind von geradlinigen vergoldeten Stuckrahmen eingefasst. Die selbständigen, additiv angefügten Raumabschnitte zielen auf eine neue einfachere Raumklarheit, Ausgewogenheit und Straffheit.

Der ganze Kirchenraum ist gefaßt und begrenzt in geometrischen Formen rechtwinkliger Regelmäßigkeit. Die in den Fenstern angestrebte gleichmäßig starke Helligkeit dient der schnellen Auffaßbarkeit der Raumgestalt. Die klar gegliederten Bauteile sind maßvoll aufeinander abgestimmt und in ein vollendetes Gleichgewicht gebracht. Diese französische Baukunst ist maßvoll und daher menschlich, frei von barockem Raumüberschwang. Alles bleibt gezügelt durch das Gesetz der Form, zusammengebunden in einer verständigen, vernünftigen, synthetischen Gesamtordnung, in «heiliger und trunkener Nüchternheit».

Mit der entschiedenen Hinwendung der höfischen Baukunst zum französischen Klassizismus fortschrittlicher und vornehmer Haltung diente auch die Großmalerei der Ausschmückung solcher Bauten. So hat sich ANDREAS BRUGGER dem Zeitstil angeschlossen (vgl. den Aufsatz von GOTTLIEB MERKLE in diesem Heft). Diese Deckenmalereien sind zu einer Folge sauber voneinander getrennter, durch Rahmen abgegrenzter Gemälde geworden, die man als Tafelbilder, an der Decke angebracht, bezeichnen kann.

Die Rundbilder über den Galerien von JOHANN GEORG MESSMER verraten dagegen eine fast impressionistische und illusionistische Palette. Dargestellt sind zwölf christliche Tugenden in biblischen Szenen, der Ausdruck einer bewußt ethischen Haltung der Aufklärungszeit, deren biblische Auffassung der Frömmigkeit positiv gewertet wird.

Die Buchauer Damenstiftskirche birgt außer ihren bedeutenden Malwerken auch wertvolle Bildwerke. Hier war die Hand von JOHANN JOSEPH CHRISTIAN am Werk. Nach seinen umfangreichen Arbeiten in der Klosterkirche zu Zwiefalten und Ottobeuren begann er die Ausstattung der Buchauer Stiftskirche.

Es ist das letzte große Werk des Künstlers. Hingewiesen sei auf die monumentale Kreuzgruppe in der Chornische, die vier lebensgroßen Figuren der Nebenaltäre (nördlich Cornelius und Carl Borromäus, südlich Johannes Nepomuk und Agatha). Die acht vollplastischen Beichtstuhlgruppen zeigen im nördlichen Seitenschiff die Büsserinnen Maria Magdalena, Maria von Ägypten, Melania die Jüngere und Margaretha von Cortona, im südlichen Seitenschiff die Büsser: der rechte Schächer, Wilhelm von Maleval, Aloisius von Gonzaga und Nikolaus von der Flüe. Diese Beichtstuhlplastiken sind ikonographische Hinweise auf das Leben der Damen, die Welt und Besitz verließen, um in der Einsamkeit zu büßen und zu sühnen.

Die prachtvolle Figur Maria vom Siege am linken Choreingang ist ein schmückendes Pendant zur Kanzel rechts. Der gesamte plastische Schmuck der Stiftskirche ist in weißem Alabastergips ausgeführt, außer zwei holzgeschnitzten, in Weißpoliment und Gold gefaßten Adoranten rechts und links des Hochaltars.

Kurz vor seinem Tod hat CHRISTIAN noch einmal Bedeutendes geschaffen. Die Buchauer Skulpturen gehören zu den besten seines künstlerischen Schaffens. Ohne klassizistisch zu werden, zeichnen sie sich aus durch formale Beruhigung, Zartheit, Stille und Musikalität. Sie sind die späteste Blüte der schwäbischen Rokoko-Skulptur in glücklicher Harmonie mit dem frühesten klassizistischen Kirchenbau in Schwaben, das reife Alterswerk eines «sculptor insignis», wie er mit Recht im Riedlinger Totenbuch genannt wird. Die Geschichte der deutschen Bildhauerkunst des 18. Jahrhunderts erreicht in ihm einen Höhepunkt, so daß man ihn auch den «Schwäbischen IGNAZ GÜNTHER» genannt hat.

So zieht die lichtdurchflutete Buchauer Stiftskirche als das vornehmste und das goldreichste Gotteshaus in Oberschwaben jährlich zahlreiche Kunst- und Heimatfreunde mächtig an. Sie ist aber kein Museumsstück geworden, sondern als Stadtpfarrkirche die tägliche Stätte der Gottesbegegnung geblieben.

Der Stich in MERIANS «Topographia Sueviae» aus dem Jahre 1643 zeigt einen schloßartigen stattlichen Bau mit vielen Erkern, Ausbauten und Staffeldgiebeln, umgeben von Wohnungen der Stiftsdamen, Stiftsgeistlichen und Stiftsbeamten sowie Amtshäusern. Die Reichsstadt führt daneben ein bescheidenes Dasein. Auch Türme und Tore sind sichtbar, der die Siedlung umflutende See, die Seegemeinden, der Bussen, westlich davon die alte Wuhrkapelle. Das Ganze ist eine sehr reizvolle Ansicht der uralten Gottesinsel. Dieses Bild hat



«Buchau Stadt und Stiff». Blick von Südwesten, dahinter der Federsee, links der Bussen, nach rechts folgen Brackenhofen, Seekirch, Tiefenbach und Oggelshausen. Aus der «Topographia Sueviae» von Merian 1643. (Aufnahme Landesbildstelle.)

sich im 18. Jahrhundert völlig verändert. Der Bauwille des durch und durch künstlerischen 18. Jahrhunderts in Oberschwaben hat auch die Buchauer Äbtissinnen zu einem edlen Wettstreit mit den Barockprälaten beflügelt, so daß unter ihrer Regierung die gesamte Anlage des Stiftes ein neues Gesicht erhielt. Es ist eine kleine Residenz entstanden.

In westlicher Verlängerung der Stiftskirche ragt der hochbarocke zweigeschossige «Kavalierbau» empor, der repräsentative Gästebau aus dem Jahre 1709. Das Tafelzimmer trägt klassizistischen Charakter mit pompejanischen Grisaille-Malereien. Den inneren Stiftsbezirk betritt man durch ein großes Pilasterportal. Dort steht der mächtige, von GIOVANNI GASPARO BAGNATO 1744 errichtete «Fürstenbau» mit den Gemächern der Fürstäbtissin. Der «Damenbau» bildet den Nordflügel der Anlage mit den Wohnungen der Stiftsdamen und Kammerdienerinnen. Der Ostflügel diente dem gleichen Zweck. Der originelle «Spitzbau» endet in einem schnabelförmig zulaufenden Eckzimmer. «Damenbau» wie «Spitzbau» stammen von D'IXNARD. Das Amtsgerichtsgebäude um 1750 und das Rentamt von 1759 grenzen den Stiftshof nach Norden ab. Im äußeren, südlichen Hof stand das Wohnhaus des stiftischen Regierungsdirektors, ein jüngst erneuerter Fachwerkbau mit Walmdach aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, heute katholisches Stadtpfarrhaus, östlich davon das Kanonikatsgebäude, jetzt für Schulzwecke eingerichtet. Der südliche Stiftsbezirk wird durch den Langen Bau aus dem frühen 18. Jahrhundert begrenzt, früher Stallungen und Fruchtböden, heute Schulräume und Kaplanswohnung. Im Westen der Anlage steht die Brauerei 1765. Der ganze Stiftsbezirk ist ummauert bis heute.

Nicht zu übersehen ist die monumentale barocke Kreuzigungsgruppe auf dem Kirchplatz, die Bildhauer O. H. HAJEK 1958 zu einem eindrucksvollen Ehrenmal der Stadt Buchau gestaltet hat. Die Plastiken im Holzton weisen in den Kreis von JOSEPH CHRISTIAN.

Das alte Damenstift ging nach einer mehr als 1100-jährigen Geschichte bei der Säkularisation 1802 bis 1808 in den Besitz des Fürsten von Thurn und Taxis über, der die Gebäude als Schloß und Verwaltungssitz bis 1865 benützte. Bis 1937 dienten sie als Forstverwaltung und wurden von Beamten bewohnt. 1937 wurde die ganze Anlage an die NSV veräußert, in ein Kindergärtnerinnenseminar der NSV verwandelt, nach dem Zusammenbruch 1945 von den Besatzungsmächten bezogen und 1947 vom Deutschen Caritasverband in Freiburg im Breisgau käuflich erworben und als Kinderheilstätte eingerichtet.

In den Strahlungsbereich der uralten Gottesinsel gehört noch eine weitere Reihe von Heiligtümern, die bisher auf der Markung Kappel lagen. Die *St. Peter- und Paulskirche*, uralte Mutterkirche und spätere Tochterkirche von Buchau, liegt inmitten eines befestigten Friedhofs, dessen Mauern teilweise noch Schießscharten und eingelassene klassizistische Grabsteine aufweisen. Diese Bergkirche beherrscht die ganze Gegend und bietet einen weiten Rundblick nach Süden, Osten und Norden. Der Kirchbau geht in die Anfänge der Christianisierung Schwabens zurück und zählt daher zu den ältesten Kirchen des Landes. Bedeutsame Freskenfunde und Grabungen, wie oben beschrieben, weisen darauf hin.

Vom gotischen Bau steht noch der massige Turm mit Schlitzen und spitzbogigen Schallfenstern (1473). Das Satteldach und die von Fialen bekrön-

ten Giebellisenen wurden nach dem Erdbeben 1935 neu aufgebaut. Im 18. Jahrhundert wurde die Kirche barockisiert und mit einer dem Stil entsprechenden Ausstattung versehen. Da das Gotteshaus für die Gemeinde zu klein geworden war, erfolgte im Jahre 1927 ein völliger Umbau durch Architekt Professor LAUR, den damaligen hohenzollerischen Landeskonservator. Der alte Turm und der flachgedeckte Chor blieben stehen. Zwischen diese beiden Bauteile wurde ein Neubau quer eingeschoben, der von einem Tonnengewölbe mit Stichkappen für die Rundbogenfenster überdeckt ist. Dieser Neubau wurde in volkstümlicher Weise 1934 von ALFRED VOLLMAR und JOSEF NICKLAS ausgemalt. Im Zuge der nachkonziliaren Liturgiereform wurde der Chor 1968 umgestaltet. Der alte Fresken-Chor ist nach wie vor die größte Sehenswürdigkeit der Kirche.

Aus dem 18. Jahrhundert stammt noch die Zehentscheuer mit doppeltem Gesims an den Giebelseiten, backsteinverputzt, ebenso das zweigeschossige ehemalige Rathaus mit gebrochenem Walmdach.

An der Grenze zwischen Buchau und Kappel liegt die *Wuhrkapelle*, ein weiteres kirchliches Gebäude

von hohem künstlerischem Rang und Reiz. Sie hat ihren Namen von dem Wort Wur = Damm zum Abhalten oder Ableiten des Wassers und war eine Brückenskapelle. Schon im späten Mittelalter ist eine Kapelle an diesem Platz nachweisbar, die als «wundertätiges Wuhrkirchlein» bezeichnet wurde. Baufällig geworden wurde diese Kapelle 1727 abgerissen. Den barocken Neubau erstellte 1727 MICHAEL MOHR aus Schussenried, für die damalige Zeit ein technisches Wunderwerk, nämlich als Pfahlbau, ausgeführt.

Dieses Unikum im barocken Kirchenbau verdient daher auch seine wertvolle gemalte Bauurkunde auf der Unterseite der Empore, die mit rautenförmigen Leisten, gemalten Ranken und Rosetten geschmückt ist. Sie lautet: «An dem Sonntag nach dem Fest des Heyligen galli wirt Jährlich diser Gott zue geweihten Capellen Kirchweihungs Fest gehalten, daselbe ist auch von der gesambten pfarr als ein dank Fest für alle Jedes Jahr eingebrachte Früchten und vilfältigen von Gott erhaltenen gnaden angenommen worden. Nach einer allhier abgebrochenen uralten Capellen ist disse gegenwärtige Anno 1727. Innerhalb 6 Monath u. 7. Tagen

Wuhrkapelle. (Historische Aufnahme der Landesbildstelle.)





auferbawet, das Fundament .9. schuech gegraben, 29 Wägen Erlene pfäl hinein geschlagen, und zue dem rost .28. buechen gebraucht worden. Anno 1729 den 2ten Julii ist dise Capellen dem allmächtigen Gott, der unbefleckten Muetter Gottes auch des heyligen Antony von padua zue Ehren eingeweiht worden durch den Hochwürdigsten und Hochwohlgebohrnen Herren Herren FRANCIS. JO-ANN: ANTON: BARONEM de SIRGENSTEIN Bischoff zue Uthina und Weichbischoff zue Costantz».

Die Wuhrkapelle ist ein selten schönes Baudenkmal von großartiger Harmonie und Geschlossenheit und wurde schon vor Jahrzehnten durch SIEGFRIED SCHARFE in seinem Werk «Deutsche Dorfkirchen» in ihrem Wert erkannt. Der verputzte Backsteinbau hat einen konchensförmigen Chorabschluß und gekröpfte Rundbogenfenster, die den letzten Sonnenstrahl ins Innere einfangen und den Kapellenraum in ein beglückendes Wunder von flutendem Licht verwandeln. Die Westfassade ist reich gegliedert durch ein Pilasterportal mit gebrochenem Giebelaufsatz, dazwischen die Schrifttafel aus Stein «Sub tuum praesidium», umgeben von Engelsköpfen und Akanthus. Über dem Gesims erhebt sich ein geschweifeter Volutengiebel mit großer Nische. Darüber bekrönt ein schmucker, zuerst vier-, dann achteckiger Dachreiter mit welscher Haube das Heiligtum am Wege. Der helle Innenraum wird durch Pilaster gegliedert und durch eine Stuckdecke mit Gitterornament, Bandelwerk, Akanthus und einem marianischen Monogramm kunstvoll belebt. Die drei Deckenbilder, in großen Medaillons gefaßt, zeigen im Chor «Mariä Verkündigung», über der Empore «Mariä Heimsuchung» und im Schiff «Mariä Himmelfahrt». Das marianische Thema wird in allegorischen Darstellungen auf der pilastergeschmückten Holzbrüstung der rückwärtigen Empore malerisch weitergeführt. Sie sind ein zum Bild gewordener Hymnus auf die Himmelskönigin mit dem Leitmotiv des «Salve Regina». Im Chor steht eine gotische Muttergottes mit Kind auf einer Säule, ein Werk der Ulmer Schule. Vor dieses Wallfahrtsbild hat Professor JOSEF HENSELMANN einen kleinen Steinaltar gesetzt.

Wiederholt durch Abbruch bedroht, ist dieses Marienheiligtum nach seiner denkmalpflegerischen Konservierung im Jahre 1962 zu einem Anziehungspunkt vieler Besucher und Beter geworden.

Die *Ruhe-Christi-Kapelle*, an der Straße zwischen Kappel und Kanzach gelegen, ist aus dem «Vollacher Bildstöcklein» entstanden. In der tonnen-

gewölbten, tiefen, barock bemalten Nische mit schmiedeeisernem Gitter wird das Gnadenbild sichtbar: Christus in der Ruhe, d. h. der Schmerzensmann im Kerker sitzend, das mit Dornen gekrönte Haupt mit seiner Rechten stützend, in der Linken das Schilfrohr haltend als Zeichen der Verspottung des Königszepters. Dieses Bildwerk stammt noch aus dem 17. Jahrhundert. 1864 wurde die Kapelle vergrößert. Sie wird von Müttern, die um ihre kleinen Kinder in Sorge sind und von Bauersleuten der Umgebung in Ernteanliegen gerne besucht.

Die *Plankentalkapelle* zu Ehren der Seligen ADELINDIS wurde vor tausend Jahren an der Stätte der Bluttat des Jahres 902, wo die Mutter ADELINDIS ihre drei Söhne verlor, als Gedächtniskapelle erbaut. Sie wurde im Laufe der Jahrhunderte immer wieder erneuert, letztmals 1886 durch das fürstliche Haus Thurn und Taxis. 1944–1947 hat Kunstmaler PAUL HIRT die Kapelle mit Bildern aus dem Leben der Seligen ADELINDIS ausgemalt.

Weitere Kapellen sind abgegangen bzw. abgebrochen, z. B. die St.-Anna-Kapelle und die Kreuzkapelle, von CLARA von MONTFORT (1427–1449) erbaut. Letztere stand südöstlich neben der Stiftskirche. Eine Kapelle auf der Wuhrstraße mit Kreuzgruppe wurde 1838 abgebrochen, wie die profanierte Lorenzkapelle nach 1923.

Die Stadt

Jedermann weiß, daß die Stadt aus dem Stift hervorgegangen ist. Auf engstem Raum standen sich durch viele Jahrhunderte zwei selbständige Reichsstände gegenüber, das adelige Damenstift und die kleine Reichsstadt, und stießen sich öfters an. Aus dem Kern des Frauenklosters erwuchs schon sehr früh die bürgerliche Siedlung in westlicher und südlicher Richtung, zunächst als Markt im Zusammenhang mit dem zunehmenden Verkehr. Schon zu Anfang des 11. Jahrhunderts ist von einem Kaufmann und Münzer PERO die Rede. Der zweite Siedlungskern ist der Freihof als Sitz der im 13. Jahrhundert mehrfach erwähnten stiftischen Ministerialen. In spätstaufischer Zeit dürfte die Entwicklung zur Stadt geschehen sein, so daß Buchau 1320 erstmals unter den Reichsstädten genannt ist, freilich deren kleinste und ärmste unter den oberschwäbischen Reichsstädten.

Im jetzigen Stadtbezirk ist das ehemalige Badhaus das älteste Gebäude. Es weist alemannisches Fach-



Residenz Buchau. (Aufnahme Dr. Hell.)

werk mit Überblattung, starke Eichenbalken und eine holzreiche Dachstuhlkonstruktion auf. Der gleichen Zeit (15.–16. Jahrhundert) gehört ein Fachwerkbau auf dem Marktplatz an. Verschiedene Walmdachhäuser zeigen angenehme Maßverhältnisse.

Für die jüdische Bevölkerung, die seit dem 16. Jahrhundert in Buchau nachweisbar ist und zu Beginn des 19. Jahrhunderts ein Drittel der Einwohner ausmachte, wurde 1838/39 eine *neue Synagoge* erbaut, die dem Terror des Nationalsozialismus 1938 zum Opfer fiel. Im Stile des Spätklassizismus erbaut, wies die Synagoge einen flachgedeckten Innenraum mit Emporen, die von Stuckmarmorsäulen getragen wurden, auf. In einem altarartigen, mit zwei Säulenpaaren geschmückten, giebelförmigen Aufbau stand die Lade für die Thora-Rollen. Auf dem Giebel der Westfassade mit drei Fenstern und drei Türen saß ein Dachreiter mit Glocke, eine kultische Absonderlichkeit. Erwähnt sei der alte Judenfriedhof und die Judengasse.

Die *evangelische Kirche* ist ein Backsteinbau aus

dem Jahre 1894 mit östlich vortretendem Türmchen und mit einer gesprengten Holzdecke.

Vor dem Eingang in den alten Stiftsbezirk steht das zweistöckige *Rathaus* mit achteckigem Turm auf der Nordwestseite. Durch Umbau und Vergrößerung gegen Osten entstand 1863/64 die heutige Form. In die Schranne im Erdgeschoß wurden Diensträume eingebaut. Im Rathaus befinden sich zwei bemerkenswerte Ölbilder aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts: Gerichtssitzung mit wahren und falschem Zeugen und Hl. Dreifaltigkeit und eine Ansicht von Buchau, ähnlich dem Stich bei Merian.

Die Stadt Buchau kam mit dem Stift 1802 an die Fürsten von Thurn und Taxis und 1806 an Württemberg. Sie muß damals ein Idyll gewesen sein. Eines Tages besuchte EDUARD MÖRIKE seinen Vetter HEINRICH und widmete seiner Base ADELHEID mehrere Gedichte unter folgendem Titel: «Neue weltliche Lieder, just nicht für's Klavier, aber zum geringen Beweis, daß die Stadt Buchau keinen unpoetischen Himmel habe; wurden nämlich sämtlich

gedichtet im dortigen Park sowie Badgarten, nunmehr dankbarlichst gewidmet der hochgeschätzten lieben Frau ADELHEID von ihrem Vetter, dem dormalen vagierenden, bei Grazien und Musen vikarierenden Vikar EDUARD MÖRIKE, den 19. Juni 1828» (siehe: ADOLF SCHAHL, Kunstbrevier Oberschwaben).

Neben der wenig einträglichen Schilf- und Torfgewinnung sowie der Fischerei im Federsee entwickelte sich seit der Mitte des 19. Jahrhunderts eine Textilindustrie, vor allem unter jüdischer Initiative. Nach dem zweiten Weltkrieg kamen weitere Industriebetriebe dazu. Durch den sozialen Strukturwandel hat sich das Bild der Kleinstadt verändert. Die Moorbäder haben einen lebhaften Fremdenverkehr mit sich gebracht. Sanatorien und Pensionen entstanden. Die Gaststätten wurden erneuert. Neue Siedlungen wuchsen aus dem Boden, Hochhäuser blicken als große Blöcke in die weite Flachlandschaft des Federseebeckens. Die Bemühungen der Stadt Buchau wurden 1963 durch den Titel Bad berechtigterweise honoriert.

Die seit Jahrzehnten in vorbildlicher und umfassender Weise durchforschten vorgeschichtlichen Verhältnisse im Federseegebiet förderten eine Fülle von Funden zutage, die im neuen Federseemuseum zu sehen sind. Dieses selbst ist eine architektonische Sehenswürdigkeit von hohem Rang. Schöpferische Gestaltungskraft, der Geist der Ordnung, die Einheit der Konzeption, der Sinn für die Zusammenhänge und die Funktion von Haupt- und Neben-

räumen, die Maßstäblichkeit und die Einbettung in die Landschaft zeichnen dieses neue Bauwerk aus, welches das stille Gelände am See akzentuiert.

In Dankbarkeit darf die Stadt all jener Männer gedenken, die Jahrzehnte hindurch im Federseegebiet gearbeitet haben. Dazu gehören die Vorgesichtler, die Geologen, die Botaniker, die Ornithologen, die Historiker und Kunsthistoriker, auch die Photographen. Selten wurde im Schwabenland ein Landstrich so bis ins Letzte hinein durchforscht und bearbeitet. Eine ganze Bibliothek wissenschaftlicher und volkstümlicher Arbeiten gibt davon Kunde. Als ein Unikum ist es zu bezeichnen, daß auch der einfache Mann von Buchau und Umgebung sich für dieses Kapitel Heimatforschung stets interessiert hat. Der Buchauer Altertumsverein hat dieses Anliegen geweckt und gefördert.

Diese zusammenfassende Buchauer Schau führt zu einer ernsten Überlegung, vor allem in einer Zeit fehlenden oder absterbenden Geschichtssinnes. Die Betrachtung alter Baudenkmäler und Kunstwerke ist keine fromme Beschwörung der Vergangenheit, sondern ein Appell an die Gegenwart, die Vergangenheit nicht als bloß Gewesenes hinzunehmen, sondern als Antrieb zu einer schöpferischen Weiterentwicklung. Die Vergangenheit hat nur Sinn für den, der eine wahre Leidenschaft für die Gestaltung der Zukunft besitzt. WILHELM PINDER sagt daher mit Recht: «Unsere Zukunft beruht auf unserer Herkunft».

Der Federseeländer ist im Allgemeinen kräftig und gesund, wohlgebaut und von guter Gesichtsbildung. Nach der Verschiedenheit der Beschäftigung, der Lebensart ist auch meist die körperliche Beschaffenheit verschieden. Bei aller Anstrengung der körperlichen Kräfte für den viel umfassenden Feldbau, ist dennoch das Aussehen blühend, wohl genährt, und überhaupt die Körperbildung unseres Landsmannes geregelt, ohne Auswüchse und Gebrechen, versehen mit einer Offenheit, welche Redlichkeit, geraden Sinn, und selbst bei unsern Geld aussaugenden Zeiten, noch Frohsinn und Heiterkeit verspricht, so zwar, daß auch ein minder geübtes Auge leicht entdeckt, für dies Gelände habe des Ultimatums Stündlein noch nicht geschlagen.

Der Körper des hiesigen Städters ist jedoch nicht der kräftigste, der des Handwerkers kräftiger, als der des Allmanden-Bebauers – der des Bürgers genährter als der des Tagelöhners, der des Gastgebers blühender als der des Gastes, der des Mannes gesünder als der des Weibes, im Allgemeinen aber zeigen sich nur zu deutlich die Spuren der Armuth, der Zerrüttung – der allmäligen Verwesung des Lebensstoffs.

Der Grundzug des Federseeländer überhaupt ist Gemüthlichkeit. Wird diese angeregt, so ist er auch lebhaft, außerdem aber mehr phlegmatisch. Wer aber alte Treue und Redlichkeit, gerades offenes Wesen, finden will, muß nur am nicht gar zu bemittelten, aber auch nicht am verarmten Hause des Landmannes anklopfen, in dem überdieß kein betütelter Bauer wohnt. Der Städter hat es aber in all diesem schon bedeutend weiter gebracht. Nur einzelne, wenige alte Männer sind noch von ädtem Schritt und Korn zu treffen, in manchen übrigen steckt französische Windbeutelei von ehemaligem Reichsstifte, das so die halbe Stadt ernährte.

(Stadtpfarrer KARL HEIM in den «Kirchenblättern für das Bisthum Rottenburg» 2, 1831.)

Der Maler Andreas Brugger und seine Fresken in Bad Buchau

Gottlieb Merkle

Das Leben des Künstlers

Der Maler ANDREAS BRUGGER ist mit dem Oberland, besonders mit der Bodenseelandschaft, eng verbunden. Am Bodensee kam er zur Welt. Dort ist er auch gestorben. Am 16. November 1737 schenkte THERESIE MAYERIN ihrem Mann, dem Bauern JOSEF BRUGGER in Kressbronn, zwei Buben. Sie wurden in der Pfarrkirche zu Gattnau, der Mutterpfarrei von Kressbronn, auf die Namen ANDREAS und XAVER getauft.

Der künstlerisch begabte ANDREAS mag frühzeitig in dem nahen Langenargen bei ANTON MAULBERTSCH dem Älteren, dem Vater des berühmten Barockmeisters gleichen Namens, der von Schramberg im Schwarzwald stammte und ein angesehenes Kirchenmaler war, in seinem Eros zur Kunst nicht bloß bestärkt, sondern auch in die technischen Voraussetzungen eingeführt worden sein. Der hochmusische, aber wirtschaftlich nicht immer realistisch denkende damalige Inhaber der Grafschaft Argentan, Graf ERNST VON MONTFORT, wurde auf den begabten Jungen aufmerksam. Er schickte ihn nach Wien zu dem in Langenargen geborenen ANTON MAULBERTSCH dem Jüngeren. Das mag um 1755 geschehen sein. In Wien konnte BRUGGER seine Fähigkeiten weiter entwickeln. Das schließt nicht aus, daß er auch die Akademie besuchte, an der sein Meister allerdings nie lehren durfte. Bei MAULBERTSCH und in Wien wächst BRUGGER zum Barockmaler süddeutscher und österreichischer Prägung heran. Er übernimmt von seinem Lehrer nicht bloß das barocke Pathos und die Farbenfreude, er läßt sich auch von dem höchst dynamischen, temperamentvollen, ja ekstatischen Meister geradezu mitreißen. Bei aller Verschiedenheit der beiden Maler läßt sich dies Maulbertsche Erbe lange Zeit in BRUGGERS Fresken und Ölbildern als wichtiges Gestaltungsprinzip in Form und Farbe nachweisen.

Daneben werden in der Folgezeit andere Impulse für BRUGGERS Entwicklung bedeutsam. Es ist der Geist des Klassizismus, dem er bei seinem, von dem Heimatgrafen FRANZ XAVER VON MONTFORT mitfinanzierten Studienaufenthalt in Rom begegnete. Diese Kunstströmung war die verständliche und auch in mancher Hinsicht berechtigte Reaktion auf das Pathos und den Gefühlsüberschwang des Spätbarock. Der Klassizismus stand unter dem Zeichen einer Beruhigung und Einfachheit, einer Rückbesinnung auf die Formensprache der Antike und

einer Aufwertung des Rationalen gegenüber dem Affekt und der Sensibilität des ausklingenden Barocks.

Mit der Rückkehr des Malers in seine Bodenseeheimat beginnt die Periode großer weltlicher und kirchlicher Aufträge. Sie setzt ein mit Arbeiten im Neuen Schloß zu Tettang. Es scheint, daß sein Wunsch nach größerer Nähe und lebendigem Kontakt mit dem MONTFORTgrafen ihn auch in der Wahl Langenargens zu seinem neuen Wohnsitz bis zu seinem Tode bestimmte. Nirgendwo lesen wir, daß sich BRUGGER verheiratet habe. Wenn wir uns die großen und vielen Aufträge, die ihm offenkundig in der Frühperiode seines Schaffens zuteil wurden, und seine intensive und rasche Malweise vergegenwärtigen, dann verstehen wir, daß er sich für ein Familienleben keine Zeit nahm. Dieses Junggesellendasein und seine sicher nicht immer idealen Wohnverhältnisse im Haus seiner Verwandten mögen sich kaum günstig für seine künstlerische Tätigkeit ausgewirkt haben. Am meisten aber haben die totale Verarmung des MONTFORT-Geschlechtes, seines großen Mäzens, und das zeitbedingte Nachlassen der kirchlichen Aufträge seinen

Abb. 1. Vermutetes Selbstbildnis BRUGGERS im Jagdfresco zu Tettang. (Aufnahme Hütter.)



Abfall von der Höhe mitverursacht. Verarmt und vereinsamt starb der 75jährige am 11. Februar 1812 in Langenargen.

Zweifellos war BRUGGER ein begabter und ideal gesinnter Künstler mit religiöser Grundhaltung. Wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir mit H. EGGART im Jagdfresko zu Tett nang (Partie der Hirschjagd, junger Mann am Stamm der Eiche, Abb. 1) ein Selbstbildnis BRUGGERS annehmen. Aber der Verfasser möchte in diesem Bild nicht bloß einen biederen und treuherzigen Schwaben sehen, sondern auch den grübelnden, in sich gekehrten (vgl. die Augen), sensiblen (vgl. den geöffneten Mund) und tatkräftigen (vgl. die geschlossene und kräftige Hand) Künstler. Die Thematik seiner Werke läßt ahnen, daß er nicht einseitig religiös orientiert war und dem Volksleben nahestand. Für seine gesunde Art spricht auch die heute noch in Bad Buchau lebendige Erzählung: Um die neugierige Äbtissin von ihren ständigen Besichtigungen des in der dortigen Stiftskirche entstehenden Werkes abzubringen und sie gleichzeitig über seine gelegentliche Abwesenheit hinwegzutäuschen, habe der Künstler während seines Wirtshausaufenthaltes seine Stiefel am Gerüst aufgehängt, so daß es den Anschein erweckte, er sitze auf dem Gerüst und arbeite. Seine großen Werke entstanden in der Tett nanger, Salemer und Buchauer Zeit.

Das Werk des Meisters

BRUGGER kommt von der Welt des Barocks. Er kennt die großen Barockkirchen seiner schwäbischen Heimat. Sein Lehrer MAULBERTSCH vertieft und bestärkt diesen barocken Drang und führt ihn noch tiefer in die Geheimnisse der Barockmalerei ein. BRUGGER übernimmt von seinem Lehrer gelegentlich auch Einzelmotive. So erinnern seine Pferde und Engel an die von MAULBERTSCH. Seit Buchau und Wurzach beobachten wir den Einfluß von MARTIN KNOLLERS Farbenskala. BRUGGER aber bleibt er selbst und schafft seinen eigenen Stil. Er erlebt bereits auch das Kommen und die Macht der neuen Kunstrichtung, des Klassizismus. BRUGGER verbindet beides und gehört beiden Welten an. Das macht sein Schaffen problematisch und interessant zugleich, ja modern für jene Zeit, was ihm auch zunächst große weltliche und kirchliche Aufträge einbrachte.

In seiner *Formensprache* und in vielen Einzelheiten ist BRUGGER noch ein Barockkünstler. Er beherrscht zwar den Formen- und Farbenkanon des Barocks, aber er strebt nicht mehr so bewußt das Ganze in Komposition, in Form und Inhalt, an. Gewiß, auch

er ist ein phantasievoller Künstler. Seine Gemälde sind figurenreich, aber seine Menschen stehen oft isoliert oder in Gruppen, manchmal sogar nüchtern nebeneinander (vgl. Bad Buchau und Wurzach). Als bereits klassizistisch empfindender Künstler reduziert er immer mehr die Bewegung und ordnet sie (vgl. das Fresko im linken Treppenhaus des Tett nanger Schlosses und das spätere Fresko im Treppenhaus des ehemaligen Schlosses in Gammertingen). Seine Fresken wirken seit Buchau wie große Tafelbilder an der Decke. Der organische Zusammenhang mit der Architektur und der dekorativen Formenwelt ist aufgehoben. Die Bilder stehen nebeneinander und Architektur und Malerei haben ihren Eigenwert.

In der *Farbgebung* ist der Meister am Anfang von wohlthuender Frische und Lebendigkeit (vgl. Tett nanger Schloß, Fresken in den vorderen Treppenhäusern). Immer mehr setzen sich seine charakteristischen Farben Gelb, Rot und Braun durch. Bei den Meisterwerken zu Bad Buchau und Wurzach werden die dunklen Farbtöne geradezu zur Bildgrenze. Zwischen dem hellen Innern, dem in illusionistischer Malerei dargestellten Bereich des Himmlischen, und den satten, dunklen Farben des Irdischen bzw. dem äußeren Bildbereich ist eine bewußte Steigerung angestrebt. Besonders charakteristisch ist für BRUGGER der gelbliche Fleishton in Verbindung mit einem sehr kultivierten Rot in der Gewandung (vgl. seine Christusdarstellungen, die unmittelbar an MARTIN KNOLLERS Auferstandenen in Neresheim erinnern). In den Spätwerken verliert sich die Farbtintensität. Die von den Barockmalern verwirklichte lebendige Spannung zwischen den einzelnen Farben und die Setzung bestimmter Akzente gelingt BRUGGER nicht immer. Seine Menschen, noch dem barocken Ideal mit seiner Formensprache und dem Pathos der Gebärden huldigend, haben in der Regel die dem Barock mehr allgemeine Gestalt, besonders im Gesichtsausdruck. Die Augen allerdings sitzen in mandelförmigen Höhlen. Auch die Hände sind bei BRUGGER gut geformt und zuweilen betont edel und ausdrucks geladen. Was den *Themenkreis* seines Schaffens betrifft, ist davon auszugehen, daß BRUGGER vorwiegend reli-

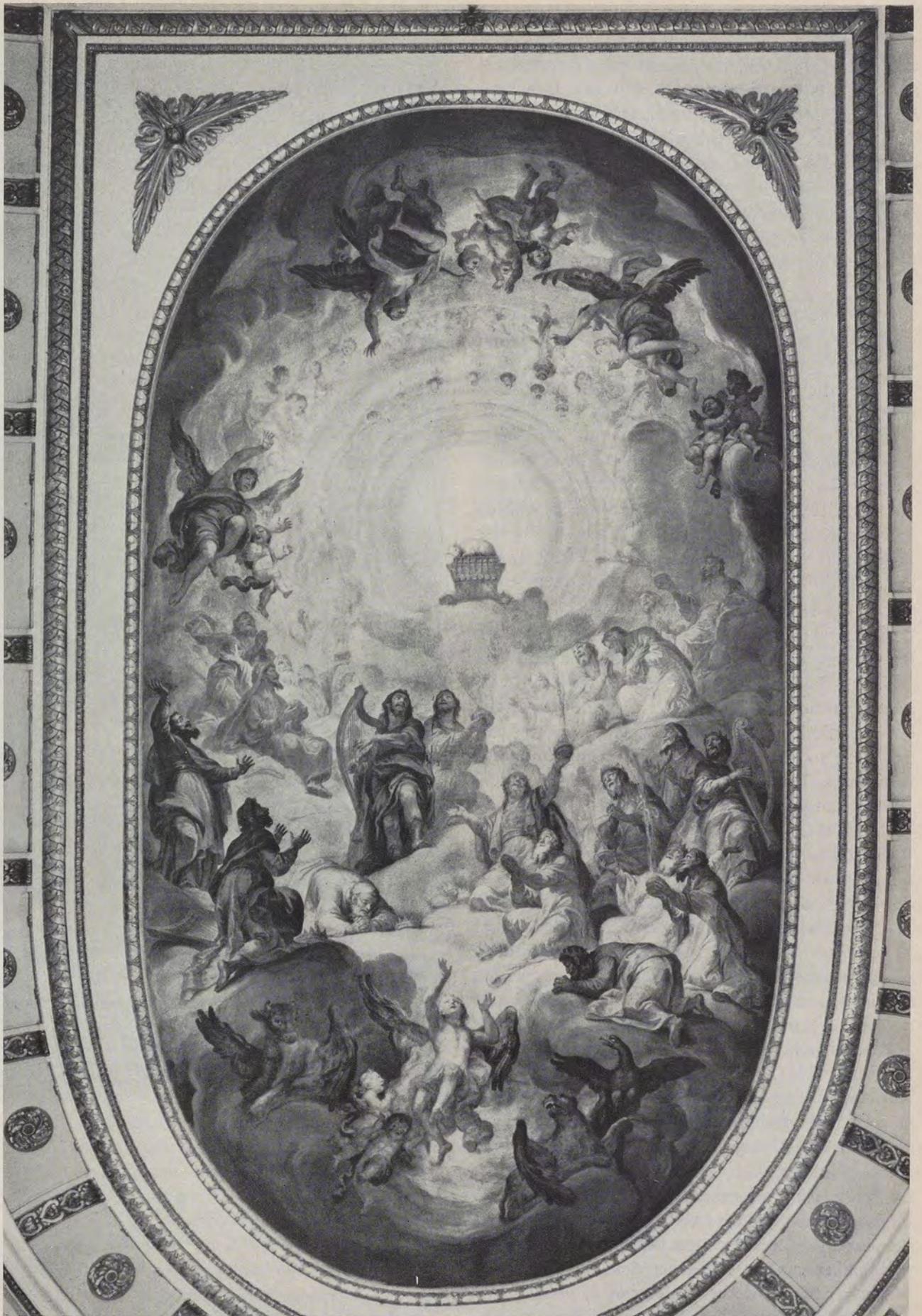


Abb. 2. Blick in den Chor der Stiftskirche Buchau. (Aufnahme Dr. Hell.)

göse Motive dargestellt hat. Seine Auftraggeber waren ja Stifte oder Klöster (Buchau, Salem, Weißenau). Daneben gibt es aus seiner Hand auch Werke mit weltlichen Themen, die in der Regel für Schlösser bestimmt waren (vgl. Tettang, Neues Schloß, und Gammertingen, ehem. Schloß): Szenen aus dem Volksleben, Porträts und mythologische Darstellungen, Ausschnitte aus der Natur, Tiere und Pflanzen. Die Thematik seiner religiösen Bilder entspricht den in der Gegenreformation bevorzugten Bildinhalten: Dreifaltigkeit, Mariendarstellungen, besonders das Motiv der Aufnahme Mariens in den Himmel und ihrer Krönung. Die große Beliebtheit gerade dieser beiden Themen, die oft miteinander verbunden sind, hat HUGO SCHNELL in seinem Buch «Der bayerische Barock», München 1936, S. 151 f. nachdrücklich hervorgehoben. Dazu kommt eine auffallende Liebe für das Motiv: Verherrlichung des Lammes nach Apokalypse 14 auf dem

Berge Sion (vgl. Bad Buchau, Bodnegg, Weiler im Allgäu, Salem, Rorschach). Ein Einzelmotiv kehrt innerhalb verschiedener Darstellungen, fast immer aber bei Dreifaltigkeitsbildern, wieder: das Zeichen der Erlösung, das von Engeln getragene Kreuz (ohne Gekreuzigten), so in Bad Buchau, Bad Wurzach, Ailingen, Rorschach, Hohenems, Krumbach (Kreis Tettang), Haslach, Tannau, Oberdorf. Das Thema des kreuztragenden Engels ist geradezu das Hauszeichen für BRUGGER und zwar wegen des häufigen Vorkommens. Das Kreuzmotiv ist im Barock sehr beliebt (vgl. Zwiefalten, Ottobeuren, Westchor, Rot an der Rot, Steingaden). Eine geradezu klassische Form, und man möchte sagen ein

Nebenstehend: Abb. 3. Verherrlichung des Lammes durch die 24 Ältesten nach der Vision des hl. Johannes. (Aufnahme Dr. Hell.)



Vorbild, stellt das Chorfresko in der Wieskirche dar, bei dem Dreifaltigkeit und Kreuz miteinander verbunden sind. Wir begegnen dem Kreuzmotiv auch auf dem dortigen Langhausfresko. Der Verfasser neigt dazu, anzunehmen, daß BRUGGER von der Wieskirche entscheidende Impulse bekommen hat (JOHANN ZIMMERMANN malt dort 1753/54). In der Wies findet sich auch das zweite, in BRUGGERS Arbeiten so oft wiederkehrende Motiv des Lammes.

BRUGGERS Fresken in der Stiftskirche

Wer ANDREAS BRUGGER als kirchlichen Freskenmaler kennenlernen will, muß sich seine Deckenmalerei in Bad Buchau und Bad Wurzach ansehen. Wenn er zur Ausschmückung der damals fortschrittlichsten, der klassizistischen Kirche in Bad Buchau (Abb. 2) berufen wurde, dann spricht das dafür, daß er damals, 1776, ein hoch angesehener Künstler war. Der Architekt MICHEL D'IXNARD und die Äbtissin des reichsfürstlichen Damenstiftes wußten sehr wohl, wer der saalartigen Kirche voll edler Einfachheit mit viel Gold und Weiß und einem kalten Licht einen würdigen Abschluß durch «moderne» Malereien zu geben vermochte.

BRUGGER verstand es, seine Malereien durch klare Begrenzung in Form großer Tafelbilder dem klar gefügten Raum mit seinem fürstlich festlichen Gepräge harmonisch einzufügen und die Auftraggeberin, die letzte Stiftsabtissin, MAXIMILIANA von STADION, zu befriedigen. Er malte im Chor, also unmittelbar im Bereich der Liturgie oder im Allerheiligsten des Gotteshauses ein im Barock und auch vor ihm immer wieder aufgegriffenes Motiv: die Verherrlichung des Lammes durch die Engel und die 24 Ältesten nach der Vision des hl. Johannes in der Geheimen Offenbarung 14 ff. (Abb. 3). Das im Lichtglanz auf dem versiegelten Buch ruhende und in einsamer Höhe thronende Gotteslamm ist von einem wohlgeordneten und doch bewegten und innerlich erfaßten Reigen von Anbetern, der mit den vier lebenden Wesen abgeschlossen wird, umgeben. Schon bei diesem Fresko fällt die Intensivierung der Farbigkeit und die Steigerung der Helligkeit von außen nach innen auf. Dieses Chorbild ist eine Dokumentation des Glaubens und der künstlerischen Gestaltungskraft BRUGGERS auf der Höhe seines Schaffens.

Im Mittelschiff beherrscht das große Hauptfresko eindeutig den Raum (Abb. 4). Es wird von zwei kleineren Fresken begleitet: im Westen die Begegnung Abrahams mit Melchisedek, im Osten der Mannaregen mit Moses und Aaron. Beide Themen sind sinnvoll ausgewählt: Sie kennzeichnen an alt-



Abb. 4. Deckenfresko Marienkrönung.
(Aufnahme Landesbildstelle.)

testamentlichen Vorbildern das Gotteshaus als Ort des Opfers und des Mahles. Das Mittelbild ist in seinem Aufbau und in seiner Thematik dreigeteilt: in der Mitte die Aufnahme Mariens in den Himmel und ihre Krönung durch die heiligste Dreifaltigkeit, die von der Darstellung der Gründung und Erneuerung des Stiftes und der Kirche umschlossen ist. Der himmlische Vorgang spielt sich in einer tief geschichteten Lichtsphäre ab. Er wird links durch einen Kranz von Engeln, die das Kreuz, das Zeichen der Erlösung, tragen, und rechts von den Kirchenpatronen umrahmt. Auf dem östlichen Bildabschluß sehen wir die Gräfin ADELINDIS kniend vor dem Altar mit der Stiftungsurkunde und mit ihren erschlagenen drei Söhnen. Ihr gegenüber steht lebhaft gestikulierend König LUDWIG, der große Gönner des Stiftes. Auf der westlichen, also der Eingangsseite, sehen wir elegant gekleidete, selbstbewußte Stiftsdamen mit ihrer Äbtissin MAXIMILIANA, die zusammen mit Fürstbischof RODT von Konstanz auf den Plan bzw. das Bild der neuen Stiftskirche weisen. Ob die Dargestellten, zu denen auch der Abt von Kempten und der Fürst von Fürstenberg gehören, porträtähnlich gemalt sind, läßt sich nicht klären, ist aber kaum anzunehmen. Das Hauptfresko der Buchauer Stiftskirche verrät eine große Gestaltungskraft, einen entwickelten Sinn für gute Konzeption und virtuos beherrschte Farbigkeit, die Intensität einer dynamischen Lichtführung von

außen nach innen und überzeugende Einordnung in das Gesetz des Rahmens. Es zeigt damit aber auch deutlich den Einfluß des Klassizismus.

BRUGGER war kein MAULBERTSCH, aber ein bedeutender und selbständiger Schüler dieses späten Barockgenies. Und er war ein letzter Vertreter der Barockmalerei in Oberschwaben und der Bodenseeregion, die leider noch kaum erforscht ist. Er ordnet sich in diese Malerei einer Spätphase ein. Aber seine Bedeutung geht über diese regional- und lokalhistorischen Interessen hinaus. BRUGGER war auch ein Mann der Übergangszeit. Wir dürfen in ihm nicht nur den langsamen Zerfall des Barocks sehen. In seinen Werken in Tettngang, besonders in Salem und Buchau, wird auch die klärende und ordnende Funktion des beginnenden Klassizismus sichtbar. Das gibt seinen Werken eine Sonderstellung und erhöht ihren Wert. BRUGGER verstand es sehr wohl, dieses neue Element in seinem Schaffen im Blick auf seine Auftraggeber, die Aufgabe des Bildes und seinem Inhalt anzupassen und einzuordnen.

Es ist vergeblich, zu fragen, was wohl aus BRUGGER geworden wäre, wenn er in einer andern Zeit gelebt hätte. Eines ist sicher: Schon vor seinem Alter brachen Welten für ihn zusammen. Im weltlichen und kirchlichen Bereich ist der Mensch ein Kind seiner Zeit, aber manchmal ist er auch ein Opfer dieser Zeit.

Stift Buchau und Herrschaft Straßberg

Willy Baur

Das stattliche Amtshaus, die Burg über dem Ort, die Pfarrkirche und Spuren des ehemaligen Bauhofes, welche dem Flecken sein eigenes Gepräge geben, halten in Straßberg die Erinnerung an die mehr als tausendjährige Verbindung des Ortes und der damit verbundenen einstigen Herrschaft Straßberg mit dem Stift Buchau wach. Die großen Formen des Hochtales der Schmeien oder Schmiecha werden dort von einem vielgewundenen, felsbewehrten Engtal bis zur Donau abgelöst. Nach allgemeiner Auffassung leitet sich der Name der Burg Straßberg und von ihm abgeleitet des Ortes von einem bedeutenden römischen Straßenzug ab, der im Verkehr von Oberschwaben zum oberen Neckargebiet in nachrömischer Zeit bis zur Gegenwart im oberen Eyach- und Schmeiental eine mehr oder minder stark benutzte Fernverkehrslinie dargestellt hat. Der römische Straßenzug vom Oberrhein über

den Kleinen Heuberg zum Eyachtal und über den Ebinger Paß zieht sich bei Straßberg auf die Höhe von Winterlingen und erreicht von dort aus als Hochgestraß den Donauübergang bei Laiz. Er war die erste Querverbindung vom Oberrhein zur Donau durch das Dekumatland und ist um das Jahr 80 n. Chr. angelegt worden. Das Kastell Ebingen-Lautlingen auf der Wasserscheide gilt als Stützpunkt der römischen Bautruppen.

Der Name Straßberg soll urkundlich 1136 vorkommen, sicher ist die urkundliche Überlieferung von 1253, in welchem Jahr der Ort als Lehen des Stiftes Buchau im Besitz der Grafen von Hohenberg genannt wird, 1345 urkundet die Äbtissin ANNA von WEINBERG von Buchau, daß sie Straßberg, die Stadt, die Burg und alles Zubehör von dem Grafen HEINRICH von HOHENBERG, der das alles als Buchauer Lehen besessen, zurückgenommen und dem



RUDOLF VON REISCHACH als Erblehen überlassen habe.

Für die Frage, wann und wie das Stift Buchau diesen Besitz im Schmeientale erworben hat, ergeben sich Hinweise aus den Forschungen von Hansmartin DECKER-HAUFF über «Die Ottonen und Schwaben» (Zeitschrift für Württ. Landesgeschichte 14, 1955, S. 233 ff.). In der für ihre Entstehungszeit neu berechneten Urkunde von 854 über die Stiftung der Pfarrkirche zu St. Verena in Burc an das Kloster St. Gallen tritt als Stifter ein dem Hochadel angehöriger ADALHARD auf, der als Neffe König LUDWIGS des DEUTSCHEN in naher verwandtschaftlicher Beziehung zu der 857 als Eigentümerin, vielleicht auch Äbtissin des Stiftes Buchau genannten Königstochter IRMINGARD gehört. Damit liegt die Vermutung nahe, daß der Besitztitel des Stiftes in der unmittelbaren Umgebung von Burc durch Stiftungen im 9. Jahrhundert an Buchau gelangt sein können. Burc, dem Namen nach ein befestigter Hochadelsitz, lag im unmittelbaren Ortsbereich des heutigen Straßberg samt der Verenakirche, der Pfarrkirche auf der rechten Talseite. Unsicher ist, ob ADALHARD von dem in seiner Stiftung vorbehaltenen Recht des Rückkaufs Gebrauch gemacht hat. Jedenfalls gehörte die Verenakirche später durch Erbgang zum Besitz Kaiser HEINRICHS II. und wird von diesem 1005 an das vom Hohentwiel nach Stein a. Rh. verlegte St. Georgenklöster vergabt. Burc oder Burg wird als Ort und Pfarrei im 14. und 15. Jahrhundert noch genannt, geht aber dann in der Siedlung Straßberg auf, innerhalb welcher es sich auch jetzt noch deutlich abhebt. Im nördlichen Teil von Straßberg lebt auf der linken Talseite die Erinnerung

an eine dem Namen nach alemannische Siedlung Oitringen in Flurnamen fort. Dieses Oitringen kommt in den Urkunden des 13. und 14. Jahrhunderts mehrfach vor und ist dann offensichtlich ebenfalls in Straßberg aufgegangen. Über dem ehemaligen Oitringen lag auf einem Bergvorsprung die Ödenburg, von welcher noch einige Trümmer erhalten sind, nach neueren Forschungen führte sie ursprünglich den Namen Schalksburg. Wann sie zerstört wurde oder abgegangen ist, hat sich bisher noch nicht ermitteln lassen. Straßberg selbst scheint von Haus aus eine kleine Siedlung unter der gleichnamigen Burg gewesen zu sein. Als Gründer der ummauerten Stadtanlage neben ihr darf man wohl die Grafen von HOHENBERG vermuten, deren Territorialpolitik die Gründung zahlreicher kleiner Städte bei ihren Burgen mit sich brachte. Straßberg setzt sich also aus vier Siedlungselementen zusammen, der Ursiedlung Oitringen, dem Herrenhof Burc mit Verenakirche, einem kleinen Weiler Straßberg und der Stadtanlage Straßberg mit der Burg darüber.

Als Inhaber des Lehens, das sich durch Anschluß von dem talab gelegenen Weiler Kaiseringen und dem Dorf Fronstetten über der rechten Talseite zur Herrschaft Straßberg erweiterte, wechselten sich von 1345 an die niederadligen Familien von REISCHACH, SCHWELHER, von HOMBURG und von WESTERSTETTEN ab. Dem Stift Buchau gelang es während dieser ganzen Zeit, seine lehnherrlichen Ansprüche auf den Flecken und die zugehörige Herrschaft, gelegentlich auch mit kaiserlicher Hilfe, uneingeschränkt aufrechtzuerhalten, bis es 1625 das Lehen einzog. Die Fürstäbtissinnen führten auch in ihrem offiziellen Titel das Prädikat «Erbfrau



von Straßberg». Von Bedeutung war für die Herrschaft im 16. Jahrhundert die Verleihung der Blutgerichtsbarkeit durch Kaiser MAXIMILIAN und der Erwerb des Kirchensatzes der St. Verenakirche 1559 durch den damaligen Lehnsinhaber ADOLF und ULRICH DIETEGEN VON WESTERSTETTEN vom St. Georgenkloster.

Die Einziehung des Lehens Straßberg durch Buchau erfolgte mit einem dramatischen Akzent. Der letzte Lehnsinhaber GEORG DIETRICH VON WESTERSTETTEN hatte keine nahen männlichen Erben, es hatte aber nicht an Versuchen gefehlt, das Lehen entfernteren Familienmitgliedern zuzuwenden. Die Fürstäbtissin KATHARINA VON SPAUR, die seit 1610 das Stift mit fester Hand regierte, stellte kurzerhand aus Bediensteten des Stifts und Forstpersonal eine kleine bewaffnete Truppe auf und besetzte mit dieser am 2. Oktober 1625 die Burg samt dem Städtlein, bevor noch die kirchlichen Trauergottesdienste für GEORG DIETRICH beendet waren. Sie nahm die Amtsschreiber in Pflicht, ließ sich in den Tagen darauf allerorts von den Untertanen huldigen und entließ mit einem Gnadenbrief Ende Oktober 1625 alle Untertanen aus der Leibeigenschaft. Den Drohungen der WESTERSTETTISCHEN Erben und ihrer Anhänger Gewalt wider Gewalt anzuwenden schenkte sie wenig Beachtung, schon deshalb nicht, weil die österreichische Regierung auf ihrer Seite stand. Es folgte aber ein langer Prozeß um die Abgeltung der Investitionen seitens der Familie WESTERSTETTEN in die Herrschaft, der nach manchen Zwischenentscheiden und erheblichen Zahlungen seitens des Stiftes erst 1756 endgültig bereinigt wurde.

Die Wirren des Dreißigjährigen Krieges brachten 1632 eine Besetzung der Herrschaft Straßberg durch den Herzog-Administrator FRIEDRICH VON WÜRTTEMBERG mit sich, der um diese Zeit versuchte, vor dem Rücktritt von seiner Administration sich ein eigenes Herzogtum zusammenzurauben. 1633 schenkte die Königin CHRISTINE VON SCHWEDEN die Herrschaft Straßberg ihrem Obersten CHRISTIAN MARTIN VON DEGENFELD für seine Kriegsdienste und rückständigen Sold, aber dieser Spuk ging nach der Nördlinger Schlacht im nächsten Jahr zu Ende.

Der Herrschaft Straßberg wie dem Stift Buchau kam in all den Kriegsjahren zugute, daß die Fürstäbtissin in ihrem Bruder, dem General DOMINIK VIRGIL GRAF ZU SPAUR, Landeshauptmann von Tirol, einen einflußreichen Sachwalter hatte und eine sehr nahe Verbindung von ihr mit dem bekannten Reitergeneral JAN VON WERTH bestand. Der erfolgreiche Reiterführer hielt sich von Ende 1637 bis

zum Frühjahr des folgenden Jahres als Gast der Äbtissin auf der Burg Straßberg auf. Am 21. Dezember 1637 vermählte er sich in der Pfarrkirche von Straßberg mit der Gräfin MARIA ISABELLA VON SPAUR, einer Nichte der Äbtissin. Erhalten ist noch ein ausgedehnter und sehr aufschlußreicher Briefwechsel von JAN VON WERTH und der Fürstin.

Über die anderthalb Jahrhunderte Buchauer Herrschaft nach dem Dreißigjährigen Krieg sind wir durch ein umfangreiches Archivmaterial im Staatsarchiv Sigmaringen und dem Archiv von Thurn und Taxis wohlunterrichtet. Die Folgen des großen Krieges samt der späteren Kriegsdrangsale und der allgemeinen Unsicherheit lassen sich entnehmen aus einer «Gründtlich und Gantz genauer Beschreibung über die hochfürstl. Stift Buchau herrschaft Strassberg auf der Alp nebst angehenden unvorgreiflich Guthachten wie etwan denen daselbst erarmten underthanen successive auf bessern fuess zu helffen» von dem Stiftsoberamtmann KOLB vom Jahre 1753 (Mitteilungen des Hohenz. Geschichtsvereins 59/1925). Fünfzig Jahre später verfaßte der stiftische Oberamtmann VOGLER auf Wunsch des Fürstl. Thurn und Taxisschen Kommissärs DOLLÉ, der am 3. Dezember 1802 gemäß Reichsdeputations-Hauptschluß Besitz vom Stift ergriffen hatte, eine bisher unveröffentlichte Topograph.-Statist. Beschreibung der Herrschaft Straßberg. Aus ihr ist zu entnehmen, daß das Stift sich in diesen Jahrzehnten mit einigem Erfolg um eine Besserung der Verhältnisse bemüht hatte. Durch Verbesserung der Anbaumethoden und Einführung des Futterbaus hob sich der Ertrag der Grundstücke. Die Einführung der Musselinstickerei für Schweizer Verleger um das Jahr 1780, welche bald von allen Einwohnern betrieben wurde, brachte einigen Verdienst in den Ort, man bemühte sich auch durch Aussiedlung die hoch gelegenen Äcker zu besserem Ertrag zu bringen.

Von 1737–1742 wurde unter Verwendung von Teilen der älteren St. Verenakirche die Pfarrkirche neu erbaut. 1922 wurde ihr Langhaus verlängert. Baumeister war CHRISTIAN GOSSER aus Fridingen, von der Erweiterung 1922 Professor FRIEDRICH LAUR. In den Jahren um 1745 wurde von JOH. KASPAR BAGNATO das stattliche Amtshaus, früher «Neues Schloß» genannt, errichtet, das jetzt als Rathaus verwendet wird. Die erste Anlage der Burg dürfte aus dem 12. Jahrhundert stammen. Ihr Kernwerk, ein gewaltiger fünfeckiger Turm an der Nordwestecke, wurde 1782 durch Blitzschlag beschädigt, worauf zwei von seinen obersten Geschossen abgetragen wurden. An die Schildmauer lehnen sich die Wohnbauten an, die im 18. Jahr-

hundert noch erweitert wurden, die frühere Zugbrücke mit Fallgatter wurde 1783 durch eine steinerne Brücke ersetzt. Die Burg wurde bis zur Gegenwart immer noch bewohnt. In den Jahren um die letzte Jahrhundertwende wurde sie dem bekannten Rottenburger Bischof WILHELM VON KESSLER vom Fürsten von Sigmaringen als Sommersitz zur Verfügung gestellt, damals wurde auch im Turm eine kleine Kapelle eingerichtet. Einige Trümmer vor der Burg weisen noch auf die während des Dreißigjährigen Krieges von der Fürst-äbtissin KATHARINA VON SPAUR erbaute Schloßkirche hin, die 1652 konsekriert und um 1745 abgebrochen worden ist.

Nach dem Übergang der Herrschaft Straßberg an

das Haus Thurn und Taxis im Jahre 1802, erhielten die Fürsten von HOHENZOLLERN-SIGMARINGEN durch die Rheinbundakte 1806 die Landeshoheit über die Herrschaft. Die standesherrlichen Rechte samt dem Grundbesitz in der Herrschaft wurden 1837 durch HOHENZOLLERN-SIGMARINGEN käuflich erworben. Die Burg ist neuerdings in privaten Besitz übergegangen.

Für die Darstellung wurden zurückliegende eigene Forschungen verwendet und zahlreiches zerstreutes Material zu Rate gezogen. Eine ausführliche Geschichte der Herrschaft Straßberg mit einer Fülle kulturgeschichtlichen und geschichtlichen Materials ergänzt durch die Wiedergabe zahlreicher Urkunden und Regesten hat JOHANN ADAM KRAUS 1959 im 19. Band der Hohenzollerischen Jahreshefte veröffentlicht.

Der berühmte Buchauer Federseesteg. (Aufnahme Kilian.)



60 Jahre Naturschutz am Federsee

Helmut Schönamsgruber

Im Jahre 1911 wurde durch den Bund für Vogelschutz mit der Errichtung eines Banngebietes ein erster Anfang gemacht, das wertvolle Federseegebiet für den Naturschutz zu sichern. In jene Zeit fällt auch der Bau eines Steges von Buchau zum See selbst, denn man wollte die besonderen Schönheiten der Allgemeinheit erschließen¹. Anfang Februar 1911 waren es 16,12 Hektar, die das Banngebiet umfaßte, bis April 1931 war die Fläche auf 58 Hektar angewachsen. Es ist also nicht so, wie vor einiger Zeit in einem Leserbrief wegen des Tiefenbacher Steges behauptet wurde, daß während des «Dritten Reiches» das ganze Seegebiet mit Gewalt unter Schutz gestellt wurde².

Die Bedeutung des Federsees für die Wissenschaft hat Oberförster STAUDACHER, der verdiente Forscher dieses Bereiches schon im Jahre 1922 in einem Brief an das Landesamt für Denkmalpflege herausgestellt³: «Durch das Banngebiet ist bereits ein schönes Stück Flachmoor gesichert und es fehlen noch, abgesehen vom See selbst, die jungen Verlandungszonen, d. i. als rechtlich zusammengehörend: See und Anwuchs, ferner als älteste Entwicklungsstufe der Vermoorung: das Hochmoor (Wildes Ried). Schon äußerlich oder besser gesagt räumlich besehen fehlt aber noch ein weiteres, wesensverschiedenes Glied: ein Randgebiet! Als solches kann kein günstigerer Teil des Federseebeckens in Frage kommen als jenes Gebiet der Altniederterrassenschotter nächst bzw. um die (Pfahlbauten) herum – es ist geologisch, botanisch und forstlich recht instruktiv und interessant.»

Im gleichen Jahre findet sich im «Merkur» ein ausführlicher Bericht von Prof. Dr. K. LÖFFLER, Nürtingen⁴, in dem vor allem auf die Geologie und Entstehung des Federseebeckens, die Pflanzenwelt, Vogelwelt, Insekten, Fische, Kleintiere, aber auch auf die vorgeschichtlichen Funde hingewiesen wurde. Der Artikel schließt mit einem leidenschaftlichen Aufruf, alles zu tun, um hier ein großes Naturschutzgebiet zu schaffen. «Die Pflanzenwelt ist überaus eigenartig und artenreich. Sie legt sich in mehreren, vielfach ineinander verzahnten Gürteln um den See, von den fein abgewogenen Tauchbeständen über die zählblätterigen Schwimmpflanzen und das Binsicht und Röhricht weg zu dem Schwingrasengürtel, um den sich weithin ein an allen möglichen floristischen Seltenheiten (z. B. Karlszepter, Orchideen) reicher Flachmoorgürtel schließt, bis dann in einiger Entfernung vom See,

wo der an mineralischen Beimengungen reiche Grundwasserspiegel nicht mehr hindert, auch Hochmoorvegetation sich einstellt. Solche ist in Anflügen schon im sogenannten Banngebiet bei Buchau anzutreffen...»

In den Beiträgen zur Naturdenkmalpflege⁵ erschien von 1921–23 eine Monographie: «Das Naturschutzgebiet am Federsee in Württemberg», in der u. a. ROBERT GRADMANN, HERMANN HÄHNLE, H. PAUL, H. v. SCHÖNFELDT, G. SCHLENKER, H. AMMANN, V. BAUER, H. FISCHER, A. FUNK, K. GERSTNER, D. GEYER, O. KUHN, E. LINDNER, F. PINHARD, W. STAUDACHER und A. v. d. TRAPPEN über die verschiedenen Spezialgebiete berichteten⁶. Es war ein vorbildliches Gemeinschaftswerk, das allgemeine Anerkennung fand, aber leider sehr bald vergriffen war.

Schwierigkeiten bereitete in den zwanziger und dreißiger Jahren die Frage der Jagd, es bestand nämlich durch die Tatsache des Kondominiums der Seeherrschaft, also des gemeinsamen Besitzes der fünf Ufergemeinden am Federsee die einmalige, wenn auch rechtlich sehr umstrittene Möglichkeit, daß alle fünf Gemeinden jeweils die Jagd verpachteten. Nach dem damaligen württembergischen Jagdrecht bedeutete dies eine Zahl von insgesamt 20 Jägern auf dem See und dem angrenzenden Anwuchs.

Schon in der Federseemonographie hat W. STAUDACHER⁷ auf diese merkwürdigen Verhältnisse hingewiesen. 1924 bittet er das Landesamt für Denkmalpflege um Unterstützung, damit auf dem Verwaltungswege die Jagd eingeschränkt würde⁸: «Erlaube mir noch darauf hinzuweisen, daß es wohl besser sein dürfte, wenn überhaupt möglich, gleich mit Verfügungen der Verwaltungsbehörden vorzugehen, da auf freiwillige Vereinbarungen im Sinne einer Zusammenlegung der Jagdgebiete nicht zu große Hoffnungen zu setzen sind; wenigstens stießen auf mein Betreiben schon von der Stadt Buchau aus, vor mehr als 10 Jahren unternommene Versuche auf unübersteigbare Schwierigkeiten. Die (Seeräuber), wie eine gewisse Klasse Menschen im Volksmunde benannt wird, haben in den Ortschaften mehr oder weniger großen Anhang. An geordneten Verhältnissen haben diese Leute eher alles als Interesse und so glückt es diesen im Bunde mit zweifelhaften Jägern, ordentlich gegen solche Pläne zu hetzen. Wird hingegen der erstrebte Zustand kurzerhand im Verordnungsweg hergestellt, dann werden sich die Leute recht bald bescheiden!»

Bis zum Ausgang des 16. Jahrhunderts zählte der größte Teil des Federseegebietes zum Bereich der «Freien Pürsch», dann gehörte zum Schildlehen der Äbtissin von Buchau der «Forst des Wildbannes enthalb dem Federsee und daselbst um». 1443 werden noch Bären, 1510 Fanggelder für Wölfe, im 16. Jahrhundert neben Birkhühnern auch Auerhühner in den Urkunden erwähnt⁹.

Im Jahre 1925 hat W. STAUDACHER in verschiedenen Zeitungen das Federseegebiet eingehend dargestellt¹⁰. Im «Merkur» vom 10. Juli 1925 steht unter anderem: «So liegt heute am Federsee das schon über wissenschaftliche Kreise hinaus bekannte *Banngebiet*, das in der spärlichen Reihe deutscher Naturschutzgebiete eine besondere Stellung einnimmt. Allerdings handelt es sich hier nicht allein um die Erhaltung einer gewissen urwüchsigen, alt-heimischen Pflanzen- oder einer ebensolchen Tierwelt. Seine besonderen Zwecke erschöpfen sich vielmehr in der Erhaltung der Lebensbedingungen seltener Gewächse, in der Möglichkeit, die Verlandungsvorgänge ohne Wirtschaftseinflüsse beobachten zu können, ferner in der Möglichkeit, das naturwissenschaftlich bedeutsame Experiment liefern zu können, zu welchem ursprünglichen Zustand Moor-Flora und -Fauna sich im Selbstüberlassensein letztendlich entwickeln werden. Den Gang der Jahrtausende pflanzlicher Entwicklung, der sich nachträglich durch Untersuchung der Torfschichten in ihrem subfossilen Zustand studieren läßt, vermögen wir hier gewissermaßen in räumlichem Nebeneinander zu sehen. Vom offenen Wasser des Sees, mit seiner sogenannten Teichflora, hinweg über die erste eigentliche Verlandungszone, dem schwer begehbaren Schilf-, Binsen- und Schachtelhalmgürtel, weiter landeinwärts über den blütenreichen Zombekrasen, das weite Flachmoor bis zu den Übergangs- und Hochmoorflächen, breitet sich schützend dieser Naturschutzpark in des Wortes bester Bedeutung. . . . Diese Naturwildnis und die von Natur bis zu einem gewissen Grade selbst geschützten, hart am See gelegenen und schwer begehbaren Schwingrasenflächen bieten einer in unseren heimatlichen Landstrichen meist hart bedrängten Tierwelt eine willkommene Heim-, Nahrungs- und Brutstätte. Der durch das Banngebiet Streifende, vor dessen Schritten sich ab und zu das Birkhuhn, die Sumpfschnepfe, der Brachvogel u. a. erheben, kann sich bei nur kurzem Besuch schwerlich einen richtigen Begriff von der Mannigfaltigkeit der am Federsee vorkommenden Vogelwelt machen. Hier finden sich nicht nur die Brutstätten fast sämtlicher geläufigeren Sumpf- und Wasservögel; der See und das Ried werden

auch, besonders während des Frühjahrs- und Herbstzuges, zum Lieblingsaufenthalt gar seltener, nordischer Gäste.»

Und in der «Süddeutschen Zeitung» lesen wir: «Nicht weit vom Pfad entfernt, jenseits des nahen Seeabflusses, der Kanzach, erhebt sich eine Fläche höher anstehenden (Übergangs-)Moores, es ist das bekannte, zirka 50 Hektar große Naturschutzgebiet des Bundes für Vogelschutz. . . . Immer dichter rücken das Strauchwerk der Birken und die früheren Bestände der Riedforchen zusammen, in deren lichten Schatten sich hohe bald glühend rote, bald fahlfarbige Moospolster wölben; die zierlichen Pflänzchen der Moosbeere umranken sie, im Frühjahr rosarot blühend, um im Herbst dann ihre roten Beeren über die gewaltigen Moosteppiche auszustreuen. In dieser Wildnis des Hoch- und Übergangsmoores zeigen sich neben der Unmenge seltener Moorpflanzen die dem Botaniker interessantesten fleischfressenden Pflanzen, wie die prächtigen Blüten des Karlsszepters und des seltenen unscheinbaren Steinbrechs, beides nordische Pflanzen, die im Federseegebiet ihr südlichstes Vorkommen haben.»

1926 zeigten sich erste Ansätze zu einer möglichen Erweiterung des Banngebietes. Das Württ. Landesamt für Denkmalpflege wandte sich an das Stadtschultheißenamt in Buchau mit folgendem Antrag¹¹: «Wie wir hörten, hat der dortige Gemeinderat beschlossen, vom nächsten Jahr ab den Anwuchs des Federsees nicht mehr zu verpachten. Wir begrüßen dies sehr und bitten dem Gemeinderat für diesen verdienstvollen Beschluß unseren Dank auszusprechen. Es ist eine große Schädigung der einzigartigen Vogelwelt des Federsees wenn, wie es noch heuer geschah, gerade zur Brutzeit das schützende Schilf abgemäht wird. Der Schaden, der dadurch der Allgemeinheit erwächst, steht sicher in keinem Verhältnis zu den Einnahmen der Gemeinde aus der Verpachtung des Anwuchses. Es freut uns feststellen zu können, daß der Gemeinderat so viel Verständnis für den Naturschutz bewiesen hat. Wir sehen es als ein gutes Vorzeichen dafür an, daß er auch bei der notwendigen Neuregelung der Jagdverhältnisse des Federsees dasselbe Entgegenkommen zeigen wird. Die Augen der Gelehrten und der Naturfreunde sind heute auf den Federsee gerichtet. Sie alle werden dankbar anerkennen, was am Federsee zu Gunsten der Erhaltung der Natur geschieht. Sollte auf die Dauer eine Nichtverpachtung des Anwuchses undurchführbar sein, etwa wegen Mangels an Streu, so sollte bei jeder Verpachtung verlangt werden, daß die Mahd erst nach dem 15. Juli stattfinden darf,

damit die Vögel in ihrem Brutgeschäft und bei der Brutpflege nicht gestört werden».

Im Oktober 1926 wurde dann vom Württ. Landesamt für Denkmalpflege die Jagdfrage nochmals angeschnitten¹² und das Stadtschultheißenamt um Unterstützung gebeten: «Das Federseegebiet ist ein Reservoir für die Tierwelt des Wassers wie wir keines mehr haben. Der Tierwelt und seiner einzigartigen Natur verdankt er seine Berühmtheit. Er sollte eigentlich ein großes *Banngebiet* sein. Wir nehmen an, daß Buchau an der Erhaltung der natürlichen Verhältnisse und besonders an dem Tierreichtum des Federsees größtes Interesse hat. Ein wichtiger Schritt wäre es, wenn der See und der Anwuchs von den übrigen Jagdgebieten abgetrennt und gar nicht mehr verpachtet würde. Würden Sie mit den Ufergemeinden verhandeln und versuchen, dieses Ziel zu erreichen? Sie würden sich ein großes Verdienst um die Sache des Naturschutzes erwerben. Welche Bedingungen würden die Gemeinden im Falle ihrer Geneigtheit stellen?»

Aus diesem Schreiben ist klar erkennbar, daß es Professor SCHWENKEL darum ging, durch Verhandeln zu einem Fortschritt in der Jagdfrage zu kommen und daß er sich von einem verwaltungsmäßigen Vorgehen keinen günstigen Einfluß versprach. Stadtschultheiß GNANN antwortete prompt¹³: «Auf Ihre gefl. Zuschrift vom 13. Oktober beehre ich mich Ihnen mitzuteilen, daß von Seiten des Unterzeichneten nichts dagegen einzuwenden wäre, wenn die Jagd auf dem Federsee aufgehoben würde. Ich glaube auch, daß sich der Buchauer Gemeinderat auf eine eingehende Begründung der Nützlichkeit und Zweckmäßigkeit der Unterbindung der Jagd dazu entschließen könnte, Ihrem Wunsche zu entsprechen. Mehr Schwierigkeiten werden wohl die umliegenden Seegemeinden machen. Ich bin gerne bereit mit den umliegenden Gemeinden zu verhandeln, wenn Sie mir eine eingehende Begründung des Jagdverbotes unterbreiten. Vielleicht könnte man erreichen, daß die Jagd zunächst einmal auf eine Jagdperiode verboten würde.»

Die gewünschte Begründung wurde von Professor SCHWENKEL geliefert¹⁴, es fanden eingehende Beratungen statt, deren Ergebnis durch das persönliche Eingreifen des Oberamtmanns CHORMANN vom Oberamt Riedlingen sehr erfreulich war¹⁵, es wurde nämlich von den fünf Ufergemeinden und den betreffenden Jagdpächtern als dringend erwünscht bezeichnet, daß:

«1. in Zukunft eine Jagd auf dem Federsee und dessen Anwuchs unterbleibt, d. h. die Gemeinden sollen von einer weiteren Verpachtung des auf den Federsee entfallenden Teils der Ge-

meindejagd absehen (ein etwa entstehender Ausfall wird offenbar nicht erheblich sein, da dann das Federseebecken eine Art Vorratsraum bildet, aus dem das Wild in die anstoßenden Gräben austritt und dadurch die übrige Jagd merklich bereichern wird). Die Gemeinden würden sich aber dazu nur verstehen, wenn jede Jagdausübung auch im Banngebiet des Bundes für Vogelschutz unterbleiben wird.

2. daß, im Falle einer sehr starken Vermehrung des Wildstandes ein Abschluß erforderlich werden sollte, eine Wiederverpachtung nur im Benehmen mit allen beteiligten Gemeinden erfolgen sollte nach den Bestimmungen über die Verpachtung der Fischerei durch die bestehende Federseeherrschaft. Damit wäre sichergestellt, daß der Abschluß sachgemäß und in angemessenen Grenzen erfolgen würde.
3. daß Vorsorge dafür getroffen wird, daß das Gelege des in erfreulicher Weise schon merklich zunehmenden Federwildes nicht durch zu frühes Abmähen des Federseeanwuchses vernichtet wird. Wo die Verpachtung des Anwuchses nicht überhaupt unterbleibt, sollte er nicht vor dem 1. bzw. 15. Juli jedes Jahres gemäht werden dürfen.»

Der Gemeinderat Buchau beschloß auf Grund der Ausführungen des Vorsitzenden am 1. 4. 1927¹⁶:

- «1. Die Federseejagd samt des Anwuchses nach Ablauf der Pachtzeit nicht mehr zu verpachten.
2. Sich damit einverstanden zu erklären, daß bei einer eventuellen Wiederverpachtung die Verpachtung durch die Federseeherrschaft erfolgen sollte, im gleichen Verhältnis wie bei der Fischereiverpachtung.
 3. Von dem Federseeanwuchs auf Markung Buchau einen 50 Meter breiten Streifen als Banngebiet zu erklären mit der Maßgabe, daß dieses Gebiet von jeglichem Einfluß von außen her unberührt bleiben solle, wie das Banngebiet des Bundes für Vogelschutz. Die übrige Fläche des Anwuchses darf, wenn ein wirtschaftliches Bedürfnis seitens der Landwirtschaft dafür vorhanden ist, nicht vor dem 15. Juli abgemäht werden.»

Trotz dieser räumlichen Einengung der Fläche der Gemeindejagd stiegen die Pachtpreise, weil offensichtlich das «Reservoir» an Wild sich positiv auf die umliegenden Flächen auswirkte. Da die Pachtverträge noch liefen, wurde mit den Jagdpächtern in den meisten Fällen auf freiwilliger Basis eine Vereinbarung getroffen, den See nicht mehr zu bejagen. Der Stand war folgender: in Buchau ruhte die Jagd, in Oggelshausen und Alleshausen ver-

zichteten die Jagdpächter auf eine Bejagung, nur ganz wenig wurde von den Pächtern von Tiefenbach und Seekirch gejagt¹⁷, es trat eine willkommene Beruhigung auf dem See ein, die eine Zunahme der Wasservögel bewirkte.

Das nun erweiterte Banngebiet war für den Bund für Vogelschutz und die Stadt Buchau ein willkommener Anlaß, zu einer Pfingsttagung einzuladen, bei der die Schönheit unberührter Banngebiete vorgeführt und andererseits Auskunft über die vielfältigen Fragen, die mit dieser Art des Naturschutzes zusammenhängen, gegeben werden sollte¹⁸. Ferner fand in jenem Jahre eine Lehrertagung des Bundes für Vogelschutz und der Landesanstalt für Erziehung und Unterricht Ende Juli statt, bei der, für die damalige Zeit ein besonderes Ereignis, von Amateuren gedrehte «Laufbilder» vorgeführt wurden (H. HÄHNLE, AMMANN, SCHULZ)¹⁹. Damit wurde die wissenschaftliche Bedeutung des Banngebietes breiten Kreisen Interessierter nahegebracht. Die Ankäufe gingen in den ganzen Jahren weiter, etwas störend wirkte sich die Tatsache aus, daß die einzelnen Flurstücke oft nur fünf Meter breit waren und manche Grundstücksbesitzer sich nicht gerne von ihren (nach eigenen Aussagen allerdings meist «wertlosen») Streuwiesenteilen trennen wollten. Am 15. 2. 1911 waren es 16,12 ha, 1913: 25,40 ha, 1914: 38,10 ha, 1916: 40,60 ha, 1919: 45,30 ha, 1926: 46,30 ha, 1929: 53,50 ha, die dem Bund für Vogelschutz gehörten, bis zum April 1931 stieg der Besitz auf 58 Hektar oder 182,7 württ. Morgen an²⁰. Die «Vogelmutter» LINA HÄHNLE bemühte sich stets, eine Abrundung des Schutzgebietes zu erreichen²¹: «. . . Selbstverständlich ist es mir auch ein Anliegen, am Federsee eine Abrundung des Banngebietes zu erzielen, sowie sich Gelegenheit zu vorteilhafter Erwerbung bietet.»

H. SCHWENKEL unterstützte diese Bestrebungen²² und schrieb am 25. 2. 1931 an Frau HÄHNLE: «. . . Ich habe mit Herrn Oberforstmeister STAUDACHER die Frage besprochen, ob es nicht richtig wäre, den ganzen Federsee mit Anwuchs aufzukaufen, anstatt in mittlere und kleinere Schutzgebiete zu zersplittern, die immer später noch geschaffen werden können . . . Zum mindesten sollte meiner Ansicht nach ein Versuch gemacht werden mit den Gemeinden Fühlung zu nehmen und darzustellen unter welchen Umständen der See verkauft werden könnte, einen wirtschaftlichen Schaden hätten die Gemeinden nicht. Die Fischerei könnte bleiben und die Jagd würde in dem angrenzenden Gebiet um so reicher sein. . . .»

Am 21. April 1933 stellte der Bund für Vogelschutz an das Württ. Kultministerium den Antrag, das

Schutzgebiet am Federsee zum staatlichen Naturschutzgebiet zu ernennen²³.

In der Begründung heißt es u. a.: «Der Bund für Vogelschutz e. V. hat sich als hauptsächliche Aufgabe die Erhaltung der Schönheit und Eigenart unserer Heimat gestellt und schon im ersten Jahre seines Bestehens begonnen, nicht ertragfähiges Gelände für die Geschöpfe der Natur sicherzustellen und damit der Allgemeinheit zu dienen. Im ganzen hat der Bund etwa 150 Schutzgebiete gepachtet oder gekauft. Das größte in Württemberg ist das Schutzgebiet STAUDACHER am Federsee. Dasselbe gehört zu den besterforschten in ganz Deutschland und hat deshalb überall größte Beachtung gefunden. . . . Wir haben uns nur schwer entschlossen, dort für die Allgemeinheit ein großes Gebiet zu schützen, weil die Verhältnisse für den Schutz gerade hier ganz ausnahmsweise schwierig sind, und es hat sich im Laufe der Jahrzehnte gezeigt, daß die Hemmungen, die dort dem Naturschutzgedanken entgegenstehen, kaum zu überwinden sind. . . . Es möge das dem Bund gehörige Schutzgebiet STAUDACHER am Federsee, sowie der Federsee mit 1 km Breite des Anwuchses zum Naturschutzgebiet erklärt werden, in welchem die Jagd zu ruhen hat. . . .»

Nach der damaligen Rechtslage war eine Erklärung zum staatlichen Naturschutzgebiet nur dann möglich, wenn der Bund für Vogelschutz seinen Besitz an das Reich abgetreten hätte²⁴. Für einen Ankauf standen zudem in jenen Jahren keine Mittel zur Verfügung, eine Enteignung kam deshalb nicht in Frage, weil Art. 153 der Reichsverfassung eine Enteignung nur gegen Entschädigung zuließ²⁵.

In einem Nachruf auf den am 20. März 1933 verstorbenen Oberförster W. STAUDACHER schrieb H. SCHWENKEL²⁶: «Das Naturschutzgebiet des Bundes für Vogelschutz am Federsee ist weithin sein Werk. Es soll von jetzt an «Naturschutzgebiet STAUDACHER» heißen. Er ist auch der Erbauer des Federseesteges, der es erst weiteren Kreisen ermöglichte, dieses einzigartige Naturwunder in allen Stimmungen des Tages und Jahres zu erleben, ohne dadurch der Natur selbst Eintrag zu tun.»

Einen gewissen Fortschritt für den Naturschutz brachte die Verpflichtung sämtlicher Federseegegenden, die Jagd auf dem Federsee samt Anwuchs nicht mehr zu verpachten²⁷. In Oggelshausen, Buchau und Tiefenbach war 1934 die Jagd schon nicht mehr verpachtet, in den Gemeinden Seekirch und Alleshausen liefen die Jagdverträge noch bis 1938, bzw. 1937.

Große Sorge bereitete im Jahre 1934 der außerordentlich niedrige Wasserstand des Federsees²⁸.

H. SCHWENKEL schrieb deshalb an das Bürgermeisteramt Buchau:

«Wie wir einem Bericht entnehmen und auch selbst festgestellt haben, ist der Wasserstand des Federsees augenblicklich sehr niedrig, wodurch die Verlandung, die ohnehin viel zu rasch vor sich geht, beschleunigt wird. Sowohl vom Standpunkte des Naturschutzes als auch aus fischereilichen, jagdlichen und Fremdenverkehrsinteressen müßte unsres Erachtens die Verlandung des Federsees so gut als möglich aufgehalten werden. Unseres Wissens hat der verstorbene Oberförster STAUDACHER Vorschläge gemacht, wie dies am besten geschehen könnte. Wir erlauben uns die Anfrage, ob dem Bürgermeisteramt näheres hierüber bekannt ist und wie sich das Bürgermeisteramt zu den Plänen stellt.»

Sterbender See, Schicksal der Verlandung, Folgen der mehrfachen Absenkung Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Es muß an REINHOLD SCHNEIDER erinnert werden, der 1927 schrieb:

Der Federsee

*Auf schwankem Steg spät abends noch erreicht
der See mit Schilf in Todeskampf verschlungen
und tief verdunkelt von Erinnerungen; –
ein ungeheurer Himmel, der erbleicht.
Und in dem Riesenkampf, dem keiner gleicht,
wo Land von See und See von Land durchdrungen,
fühl ich, wie – im Geheimen längst bezwungen –
das Wasser kämpfend langsam sinkt und weicht.
O Kampf, von dem der Ausgang schon gewiß,
der doch gekämpft wird bis zu seinem Ende,
o Leben, überschwemmt von Finsternis
du dauerst fort, noch regst du Haupt und Hände;
mein Kampf ist dies, der nichts als Tod erwirbt
so muß ich sterben, wie der See erstirbt.*

Wie rasch die Verlandung vor sich ging, berichtet ADOLF BAUER²⁹ in der Buchauer Zeitung im Jahre 1934:

«... Als im Jahre 1911, vor nunmehr 23 Jahren, der Federseesteg errichtet wurde, da führte er ein gutes Stück über freies Wasser und die Terrasse stand frei im See. Der Arm des Sees vom Einfluß des ersten Oggelshauer Bruckgrabens bis zum Ausfluß des Kanals war noch von stattlicher Breite. ... Die beiden Seefällungen von 1787/88 und 1809 haben das Ende des einst so stolzen Sees besiegelt. ... Seitdem spielt an seinen Rändern ein Kampf zwischen Pflanzenwuchs und freier Wasserfläche, ein zähes, unerbittliches Ringen, in dessen Folge sich endlich das ganze alte Wasserbecken mit Moor ausfüllen wird, bis zuletzt der Mensch als Herr über

Wasser und Moor die ganze Fläche des alten Sees für seine Bedürfnisse ausnützen wird. . . .»

Die Bürgermeisterei Buchau-Kappel berichtete, daß ein Anstauen des Sees, wie dies von W. STAUDACHER vorgeschlagen war, nicht ohne Widerstände bleiben dürfte³⁰: «Auch stößt man bei Erhöhung des Wasserspiegels im Federsee auf erheblichen Widerstand bei den anliegenden Grundstücksbesitzern, die dadurch eine Schmälerung ihres Seegrasertrages befürchten. . . .» Zur Durchführung dieses Projektes eines Anstauens des Federsees kam es aber in jenen Jahren und bis heute nicht.

Über die weitere Geschichte des Naturschutzes wird in einer späteren Arbeit berichtet werden.

Quellen und Anmerkungen

¹ Eine ausführliche und umfassende Übersicht aller in Zeitschriften erschienenen Arbeiten über das Federseegebiet bringt die «Bibliographie der Naturschutzgebiete des Landes Baden-Württemberg, Stand 31. 12. 1968», herausgegeben von der Landesstelle für Naturschutz und Landschaftspflege, Ludwigsburg 1970, S. 88–99.

² Schwäbisches Tagblatt vom 31. 3. 1971.

³ Brief von W. STAUDACHER an das Landesamt für Denkmalpflege vom 7. 6. 1922.

⁴ Schwäbischer Merkur, Juli 1922.

⁵ W. SCHOENICHEN (Herausgeber): Das Naturschutzgebiet am Federsee in Württemberg. Beiträge zur Naturdenkmalpflege, Band 8, 515 Seiten (1921–1923).

⁶ Vergleiche 1 (gegliedert nach: Allgemeines und Naturschutz, Vorgeschichte und Siedlungsgeschichte, Entwicklungsgeschichte und Paläobotanik, Klima und Wetter, Pflanzenwelt, Tierwelt).

⁷ W. STAUDACHER: Säugetiere (Mammalia) mit Bemerkungen über die Jagdverhältnisse. (in 5)

⁸ Brief an W. STAUDACHER an das Landesamt für Denkmalpflege vom 23. 1. 1924.

⁹ W. STAUDACHER: Jagdbilder vom Federsee bei Buchau, O.A. Riedlingen, in: Deutsches Weidwerk, Heft 15, S. 322 ff., vom 20. 6. 1925.

¹⁰ Merkur Nr. 314 vom 10. 7. 1925: «Ein Naturschutzgebiet». – Tagblatt Nr. 329 vom 18. 7. 1925: «Vom Federsee. Das Federseegebiet von einst und jetzt». – Süddeutsche Zeitung, Stuttgart, Nr. 16 vom 18. 7. 1925: «Wanderungen im Federseeried».

¹¹ Schreiben des Württ. Landesamtes für Denkmalpflege Nr. 2411 vom 6. 7. 1926 an das Stadtschultheißenamt Buchau.

¹² Schreiben des Württ. Landesamtes für Denkmalpflege Nr. 3531 vom 13. 10. 1926 an das Stadtschultheißenamt Buchau.

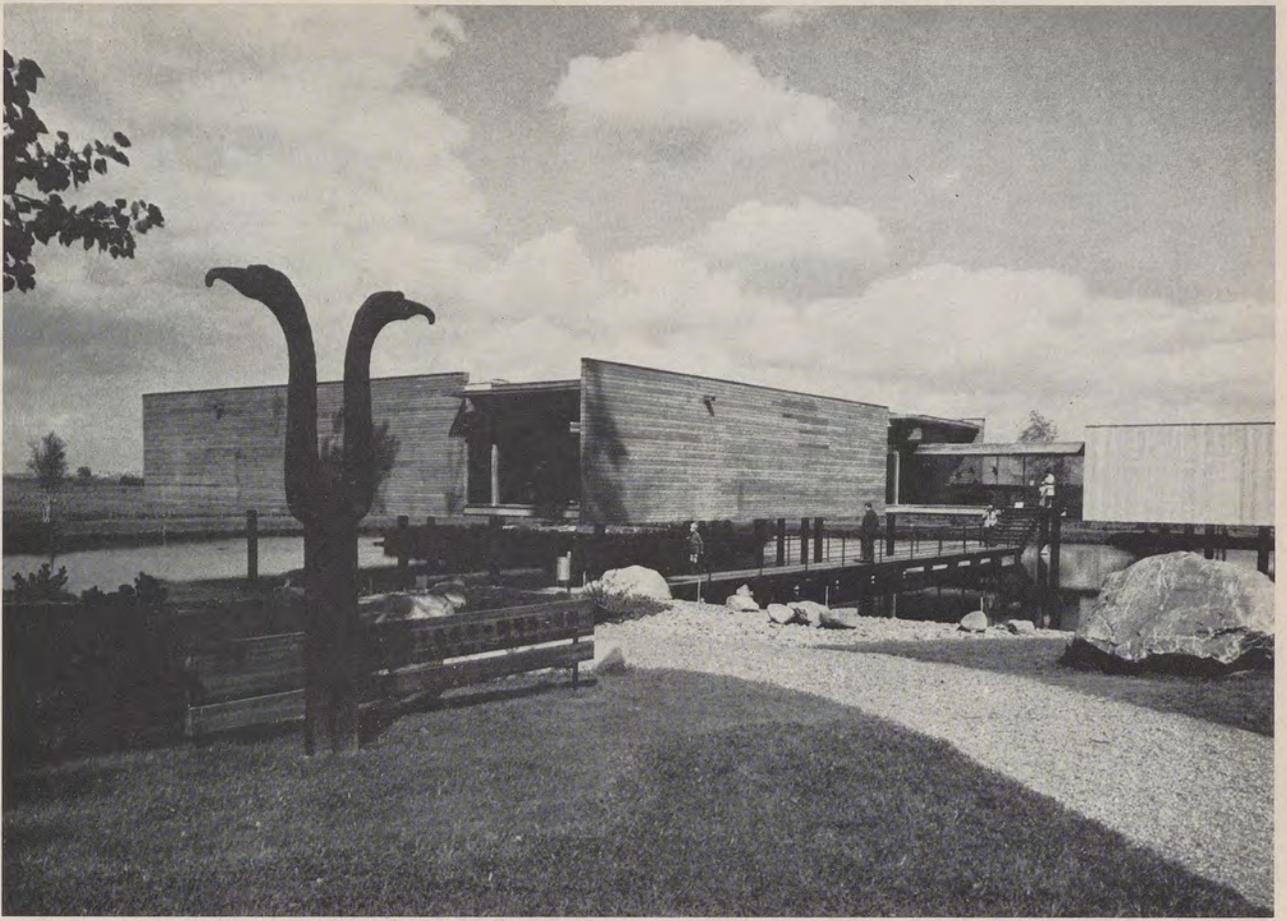
¹³ Schreiben des Stadtschultheißenamtes Buchau an das Württ. Landesamt für Denkmalpflege vom 26. 10. 1926.

¹⁴ Schreiben des Württ. Landesamtes für Denkmalpflege Nr. 3701 vom 3. 11. 1926 an das Stadtschultheißenamt Buchau.

- ¹⁵ Buchauer Zeitung Nr. 80 vom 7. 4. 1927, Bericht über die Gemeinderatssitzung vom 1. 4. 1927 (Punkt 8).
- ¹⁶ Staatsanzeiger Nr. 85 vom 12. 4. 1927 (Bericht über eine Besprechung am 10. 3. 1927 in Buchau).
- ¹⁷ Bericht des O.A. Riedlingen, Tgb. Nr. 67 vom 10. 5. 1927 an das Wirtschaftsministerium Stuttgart.
- ¹⁸ «Merkur» vom 20. 5. 1927.
- ¹⁹ Tagungsprogramm mit Einladung (Akten der Bezirksstelle für Naturschutz und Landschaftspflege Tübingen).
- ²⁰ Aktenvermerk von H. SCHWENKEL vom 18. 4. 1931.
- ²¹ Brief von LINA HÄHNLE an H. SCHWENKEL vom 23. 2. 1931.
- ²² Brief von H. SCHWENKEL an L. HÄHNLE vom 25. 2. 1931, Nr. 637.
- ²³ Antrag des Bundes für Vogelschutz an das Kultministerium vom 21. 4. 1933.
- ²⁴ Schreiben des Landesamts für Denkmalpflege Nr. 1383 an den Bund für Vogelschutz vom 4. 5. 1933.
- ²⁵ Schreiben des Württ. Kultministeriums Nr. 5460 vom 19. Mai 1933 an den Bund für Vogelschutz.
- ²⁶ Vergleiche «Württemberg» Jahrgang 1933, Seite 233/234 (Aus der Arbeit des Landesamtes für Denkmalpflege).
- ²⁷ Bericht des O.A. Riedlingen, Tgb. Nr. 1001/33 vom 3. 4. 1934 an die Ministerialabteilung für Bezirks- und Körperchaftsverwaltung.
- ²⁸ Schreiben des Württ. Landesamts für Denkmalpflege Nr. 2190 vom 7. 5. 1934 an das Bürgermeisteramt Buchau.
- ²⁹ ADOLF BAUER, Pflanzenleben am Federsee, Folge von 13 Artikeln in der Buchauer Zeitung 1934.
- ³⁰ Schreiben der Bürgermeisterei Buchau-Kappel vom 2. 8. 1934 an das Württ. Landesamt für Denkmalpflege.

Das Federseemuseum, ein flacher Atriumbau aus Holz und Glas, ein Bau, der im Moorgelände auf Betonpfählen ruht, wurde im Jahre 1967 nach dem Plan des Stuttgarter Architekten Dr. MANFRED LEHMBRUCK vollendet. In 3,5 Meter hohen, begehbaren Vitrinen dokumentiert sich ein wesentliches Stück Erd- und Lebensgeschichte der Landschaft um den Federsee, wobei der Hauptakzent auf der Vor- und Frühgeschichte liegt. (Aufnahmen Kilian.)





Das Skulpturenfeld bei Oggelshausen

Adolf Schahl

Die Federseelandschaft hat eine neue Bedeutung gewonnen. Sie wurde Raum für eine Gesellschaft von Steinmalen, die südlich von Oggelshausen etwa 1 bis 2 km vom Ort entfernt am einstigen Ufer des Sees stehen. Die weite Ebene mit ihren schwarzen Ackerflächen, die breiten Wiesen, der weite Himmel mit den ziehenden Wolken haben neue feste Orte erhalten, sind nun auf Gestalten hin da, die ihnen ihrerseits Zeichen des Menschen setzen. Was Natur und Mensch verbindet und was sie trennt, ist darin in einer merkwürdigen Weise gemischt; der Besucher wird beides erleben: Entsprechung und Entgegensetzung.

Die Steine von Oggelshausen sind keine Versteinerungen von Naturgebilden, sie sind in Stein gehauene Figuren, in denen sich Menschen selbst dar-

stellen, und sie sind dies um so mehr, als sie in ortsfremden Jurakalk gehauen sind. Dies fördert den Eindruck, daß hier mitten in der Natur eine andere Schöpfung entstanden ist, in der Materie in einem Maß, das die Möglichkeiten naturhafter Organisation überschreitet, Material ist für einen Plan, Materialisation eines Geistigen.

Auf der anderen Seite schärft das Freigelände den Sinn dafür, wie nahe sich in den Skulpturen Abstraktion und äußerste Konkretisierung kamen. Sie alle, die an diesen Steinen arbeiteten, bezeugten, daß sie diese als Symbole inneren Geschehens aufgefaßt wissen wollten und dies mit einer Voraussetzungslosigkeit, die an die informelle Kunst und ihre existentielle Grundeinstellung erinnert. Deshalb wird der Gang durch das Skulpturenfeld zu

1. Plan des Skulpturenfeldes bei Oggelshausen (Skizze Dr. med G. LAIB). Es bedeuten die Nummern die Skulpturen folgender Künstler: 1. TAKERA NARITA, Paris; 2. HEINZ PISTOL, Stuttgart; 3. HERBERT GEORGE, New York; 4. ZDENEK SIMEK, Prag; 5. HIROMI AKIJAMA, Tokio; 6. MAKOTO FUJWARA, Japan; 7. MARIA BILJAN-

BILGER, Wien; 8. KENNETH CAMPBELL, New York; 9. LEO KORNBURST, St. Wendel; 10. PETER HOLOWKA, Wien; 11. ELMAR DAUCHER, Oggelshausen; 12. OLBRAM ZOUBEK, Prag; 13. YASUO MIZUI, Tokio; 14. MILOS CHLUPÁČ, Prag; 15. KARL PRANTL, Wien.

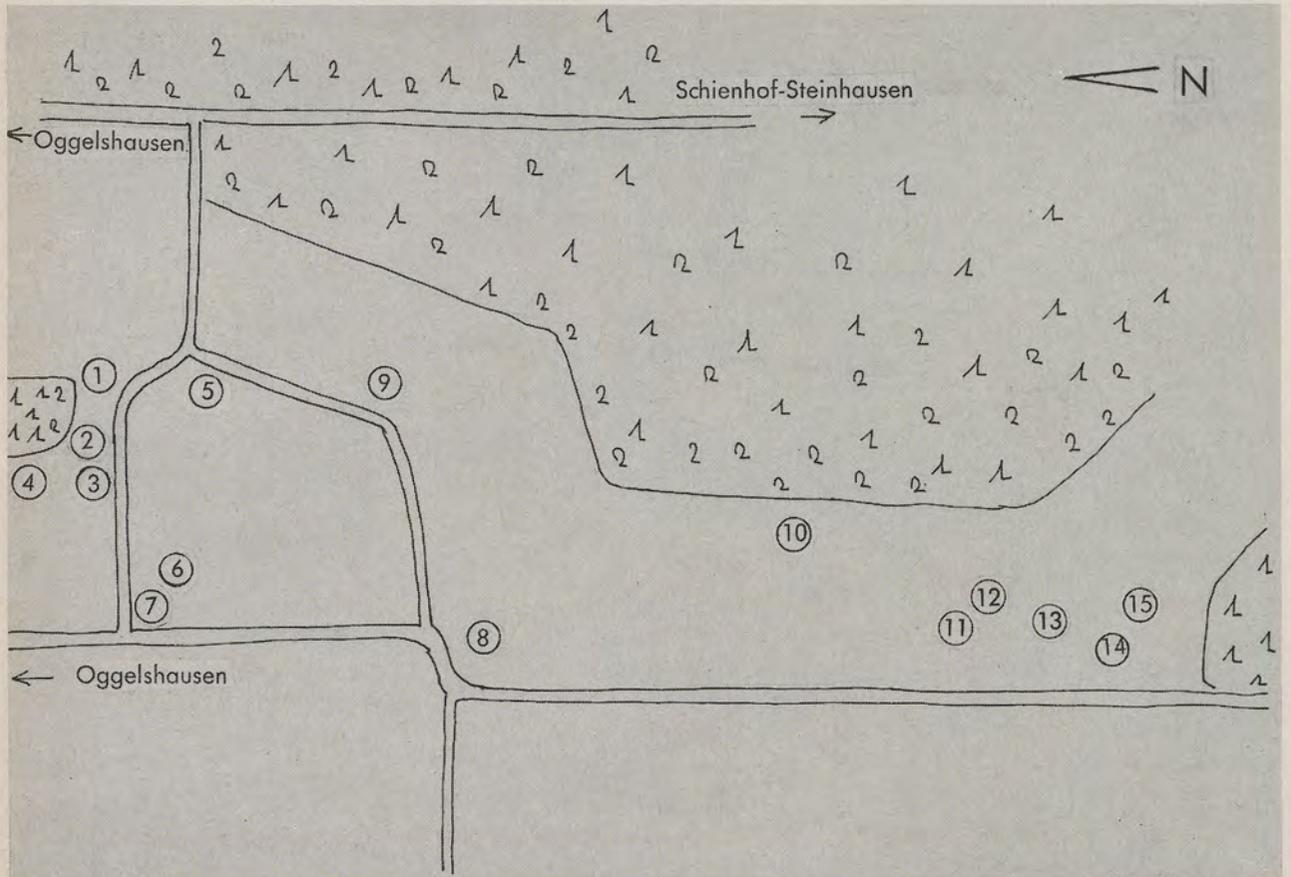




Abb. 2

Abb. 3

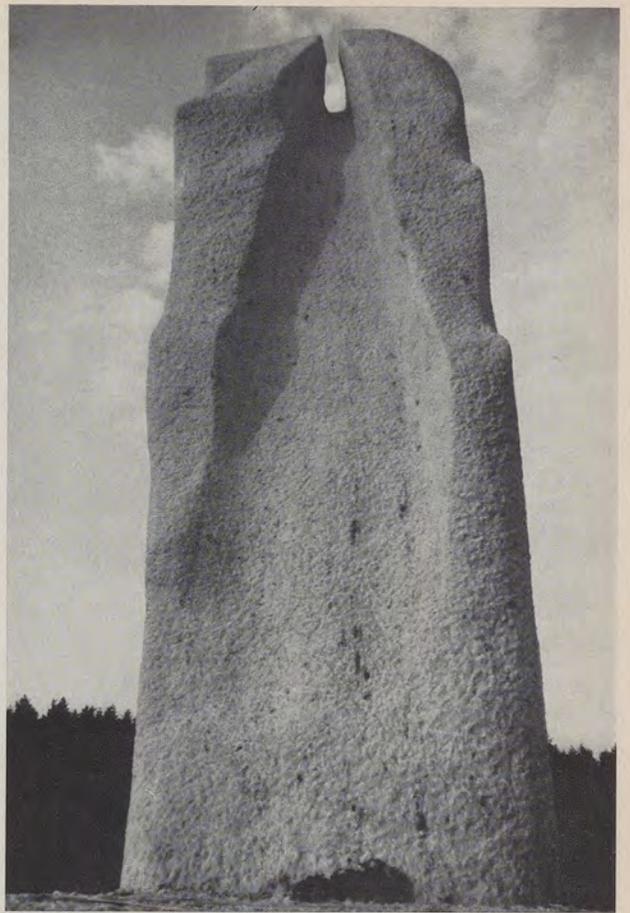
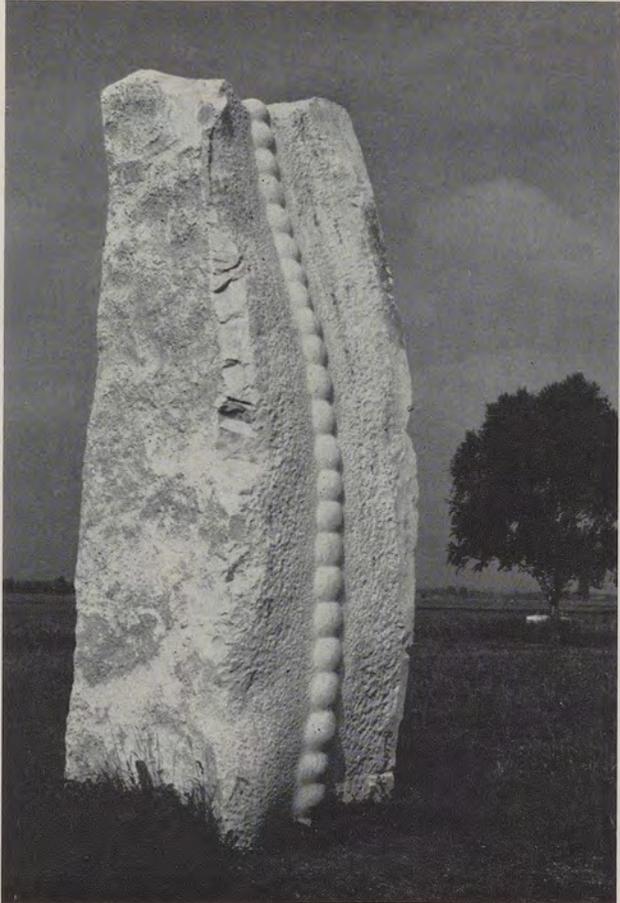


Abb. 4

Abb. 5

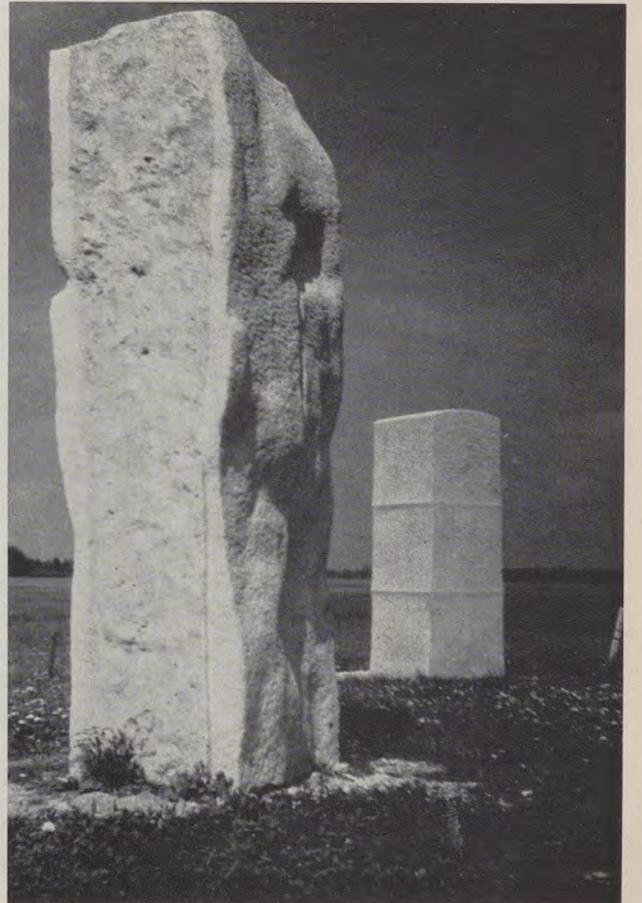




Abb. 6



Abb. 7

Abb. 8





Abb. 9

Die einzelnen Abbildungen zeigen:

Abb. 2. Im Vordergrund Skulptur Nr. 12 von OLBRAM ZOUBEK, links im Hintergrund der später von KARL PRANTL bearbeitete Stein Nr. 15, rechts Nr. 13 (YASUO MIZUI) und Nr. 14 (MILOS CHLUPÁČ). (Aufnahme Dr. Laib.)

Abb. 3. Skulptur Nr. 15 von KARL PRANTL. (Aufnahme Dr. Laib.)

Abb. 4. Skulptur von YASUO MIZUI (Nr. 13). (Aufnahme Dr. Laib.)

Abb. 5. Im Vordergrund Skulptur Nr. 12 von OLBRAM ZOUBEK, rechts davon Nr. 11 von ELMAR DAUCHER. (Aufnahme Dr. Laib.)

Abb. 6. Skulptur Nr. 9 von LEO KORNBURST. (Aufnahme Dr. Laib.)

Abb. 7. Skulptur Nr. 5 von HIROMI AKIYAMA. (Aufnahme Dr. Laib.)

Abb. 8. Skulptur Nr. 7 von MARIA BILJAN-BILGER. (Aufnahme Leser.)

Abb. 9. Skulptur Nr. 4 von ZDENEK SIMEK. (Aufnahme Dr. Laib.)

einer Reihe von Begegnungen. Überall werden wir aufgefordert, uns mit den einzelnen Malen zu identifizieren, eine Art personaler union zu vollziehen. Mitunter, in den Abendstunden oder bei Nebel, ist es zwischen den Kalksteinfiguren nicht geheuer. Geister sind in sie gebannt. Aber auch das freudvolle Aufgehen der leuchtenden Gestalten in der Morgensonne gehört mit zum Erlebnis von Oggelshausen.

Wie kam es dazu? Als der österreichische Bildhauer KARL PRANTL 1958 im Burgenland an einem frei geformten Grenzstein arbeitete, widerfuhr ihm das Grunderlebnis der abstrakten Freifigur im Landschaftsraum. Er wollte dieses Erlebnis in einer Gemeinschaft von Bildhauern weiter entwickeln. So kam es 1959 zum ersten Bildhauersymposium im Römer-Steinbruch von St. Margarethen. Der Begriff, der ein festliches Mahl bezeichnet, war gut gewählt. Angesichts des amorph anstehenden Steines entstand eine Gruppe ganz individueller, abstrakter Steinfiguren, in denen jeder beteiligte Künstler von sich selbst aussagte. Dieses Symposium hatte eine durchschlagende, weltweite Wirkung. Es wurde zunächst in St. Margarethen 1961–1964 fortgesetzt; fast wurde dadurch die Gesellschaft der Figuren zu zahlreich, ein Fehler, den man in Oggelshausen vermeiden will. Es folgten: Portoroz (Jugoslawien) 1961 und 1963, Berlin 1961–1963, Kirchheim bei Würzburg 1961, Ruzbacy (Tschechoslowakei) 1965, Montreal (Kanada) 1963/64, Los Angeles (USA) 1965, Kapfenberg (Österreich) 1961, Kostanjevica (Jugoslawien) 1963; auch Israel feierte 1962 in der Negev-Wüste sein Bildhauersymposium, Japan folgte 1963, Polen 1965. Seitdem fanden noch manche andere Symposien statt.

Das Skulpturenfeld bei Oggelshausen verdankt sein Dasein zwei Symposien, die der Biberacher Arzt Dr. med. GUSTAV LAIB inspirierte – und organisierte! Von der kulturellen Bedeutung der Bildhauersymposien in Gegenwart und Zukunft überzeugt, erreichte er in zäher Beharrlichkeit, daß im Sommer 1969 zehn Künstler aus aller Welt zu den von der Stuttgarter Firma LAUSTER aufgestellten rohen Steinklötzen zusammenkamen, um ihnen ihr Gesicht zu geben, sie nach ihrem Bilde zu formen; zwei weitere, für russische Bildhauer bestimmte Steine blieben unbearbeitet. Das Ergebnis dieses Symposiums waren folgende Figuren (vgl. Abb. 1): Nr. 7 von MARIA BILJAN-BILGER, Wien; Nr. 4 von ZDENEK SIMEK, Prag; Nr. 5 von HIROMI AKIYAMA, Tokio; Nr. 9 von LEO KORNBURST, St. Wendel; Nr. 10 von PETER HOLOWKA, Wien; Nr. 11 von ELMAR DAUCHER, heute Oggelshausen; Nr. 12 von OLBRAM ZOUBEK, Prag; Nr. 13 von YASUO MIZUI,

Tokio; Nr. 14 von MILOS CHLUPÁČ, Prag; Nr. 15 von KARL PRANTL, Wien.

Der eigens für die Schaffung des Skulpturenfeldes gegründete Verein, der als Träger zu zeichnen hatte, heißt nicht umsonst schlichtweg «Bemühungen». Die Bemühungen begannen mit der schwierigen Frage der Platzfindung – wir sahen, daß zur eigentümlichen, bei aller Gesellschaft einsamen Wirkung eines jeden Steinmales das ortsfremde Material – Weißjura im Torfboden (teilweise auf dem Grund einer Römerstraße!) – nicht unwesentlich beiträgt. Dann kamen die Verhandlungen mit den Grundbesitzern, mit der fördernden Behörde, deren Teilnahme das Unternehmen wesentlich begünstigte (Regierungspräsidium Südwürttemberg/Hohenzollern), nicht zuletzt die «Bemühungen» um die Beschaffung der Steine.

Alles gelang. Es genügt, anzudeuten, daß der Abschluß des Symposions zu einem Fest wurde, an dem nicht nur Scharen von Gästen, sondern auch die Bevölkerung von Oggelshausen teilnahm, die noch heute mit «ihren» Bildhauern in Verbindung steht und Erinnerungen an diese als Kostbarkeiten vorweist. MARGA SCHWOERBEL, die um das Skulpturenfeld verdiente Biberacher Journalistin, berichtet über das Schlußfest: «Hunderte von Gästen kamen, an der Spitze der Tübinger Regierungspräsident WILLI BIRN, Landräte und Bürgermeister, junge Musikanten mit Gitarre und Tamburin, Schulklassen, die blumenschwingend und singend durch die Menge zogen, die Bevölkerung von Oggelshausen, die ihre Bauergärten plünderte und Wiesenblumen pflückte, um den Abschluß des Symposions gebührend zu würdigen, der gleichzeitig ein Neubeginn sein sollte: denn ein riesiger Steintisch, der das Gewicht von dreihundert Menschen hat, wurde mit großen technischen Schwierigkeiten im Skulpturenfeld plaziert: als eine Stätte zum Sichkennnenlernen, Sichtreffen, Miteinanderreden . . .». Ihn bearbeitete schon im Frühjahr 1970 der Japaner MAKATO FUJIWARA, indem er mitten durch die bewegte Oberfläche des Tisches eine Rinne zog, in der sich das Schmelz- und Regenwasser sammelt, um unbewegt den Himmel zu spiegeln. Und zunehmend erwies sich, daß die Sprache der Steine, nicht wortgebunden, wie keine andere geeignet war, Brücken zu schlagen, nicht nur von Mensch zu Mensch, auch von Volk zu Volk. In diesem Sinne wurde das Symposium vom 27. Juni bis 26. August 1970 fortgesetzt, und es entstanden folgende Werke: Nr. 3 von HERBERT GEORGE, New York; Nr. 2 von HEINZ PISTOL, Stuttgart; Nr. 1 von TAKERA NARITA, Paris; Nr. 8 von KENNETH CAMPBELL, New York.

Machen wir noch einen Rundgang! Unsere Abb. 2 zeigt den Blick auf die Skulptur von OLBRAM ZUBEK im südlichen Feldteil (Nr. 12). Links davon gewahrt man den später von KARL PRANTL bearbeiteten Stein Nr. 15, rechts den von YASUO MIZUI gewählten Stein Nr. 13 und den Stein von MILOS CHLUPÁČ (Nr. 14). Dieser Überblick ist nicht uninteressant, denn er beweist, wie sehr die bildhauerische Konzeption von der vorgeformten «Figur» des Steins beeinflusst wurde. Kein Wunder, daß wir immer wieder davon hören, es habe gegolten, das im Stein schlummernde Leben zu wecken. KARL PRANTL überzieht den vorn stark geschwellten, aufwärts zurückgebogenen Stein mit einer senkrecht verlaufenden Kette. Sie erinnert jedoch nicht an eine Fessel, sondern ein zur Pracht und Festlichkeit des Tages angelegtes Geschmeide. Über alle Ungestalt legt sich bändigend die reine Form einer Reihe von Halbkugeln, die an Perlen erinnern – und der Stein wird zum sehnsuchtsvoll dem Licht entgegengebogenen geschmückten Leib. Auch MIZUI ließ sich von der nach oben übergekippten Gestalt seines Steines inspirieren. Er riß diesen ganz auf; eine Bahn von Raum und Licht bricht von oben in den geschlossenen stofflichen Körper ein, öffnet ihn und läßt ihn wie in Wellen erbeben. «Lichtkaskade» nannte er seine Schöpfung. Wenden wir uns von Nr. 12 aus um, so stehen wir vor der Skulptur von ELMAR DAUCHER. Die Regelmäßigkeit des gelieferten Steines scheint die reine Form, die entstand, förmlich hervorgerufen zu haben. Nun steht ein Prisma vor uns, das jedoch nicht stereometrisch starr ist, sondern elastisch in zwei schmalen Graten, auf die hin die Masse ausschwingt, vortritt; auch die leichte Schwellung des dachförmigen Abschlusses gibt dem Monument den Ausdruck gespannten Maßes.

LEO KORNBURST hat seinem Bildwerk (Nr. 9) die strenge Ordnung geometrischer Formen gegeben, die dennoch wachstümlich anmutet: zuunterst ein der Erde verhafteter, kubisch verblockter Sockel, daraus gelöst die freiere Gestalt eines Achtkantprismas und oben eine Walze. Sie erinnert an eine Säulentrommel, die auch als Fragment von der Gesetzmäßigkeit der Proportionen kündigt.

Eine außerordentlich energische Figur verdanken wir HIROMI AKIYAMA (Nr. 5), deren Wesen in dem raumpflügenden Vor und Zurück einer straff gebänderten Masse besteht; ihre scharfen Konturen schneiden wie mit Messern: Ausdruck eines jugendlich männlichen Geistes, der sich der brachen Umwelt bemächtigt. Ganz weiblich hingegen wirkt die Wienerin MARIA BILJAN-BILGER, die ihren Stein (Nr. 7) mit bunten Bändern umschlang.

ZDENEK SIMEK endlich, der inzwischen verstarb, setzte sich in Figur Nr. 4 ein erschütterndes Denkmal. Er hat es selbst als eine Verkörperung des Wortes empfunden: «Wie die Trauben sind wir gepreßt!» In der Tat, das geschliffene Mittelstück erinnert an einen Sacker Trauben in der Kelter oder eher noch an ein weißglühendes Werkstück zwischen den Blöcken einer ungeheuren Presse. Wir sehen und schauen den schmerzlichen und doch so

fruchtbaren Gegensatz zwischen Form und Unform, Gestalt und ungestalteter Masse, der zu den schöpferischen Leiden des Künstlers gehört.

Anmerkung: Der Verfasser dankt Dr. med. GUSTAV LAIB für freundliche Förderung. Auf folgende Literatur sei verwiesen: Symposium europäischer Bildhauer St. Margarethen, Text und Gestaltung CHRISTIAN SOTRIFFER, 1966. – MARGA SCHWOERBEL, Dokumentation unserer Zeit in Stein gehauen, Kurz und Gut, 4. Jahrgang, Heft 8/70.

Berichtigung

Der im letzten Heft 1971/1 unter dieser Überschrift von Herrn FRIEDRICH A. SCHILER verfaßte Aufsatz bedarf der Ergänzung. Es soll jedoch nicht mehr auf einzelne unrichtige Geschichtsdaten eingegangen werden; wichtiger scheint mir der Hinweis darauf, daß Herr SCHILER negative Beobachtungen in Laupheim, die sich auf die Vergangenheit beziehen, auch noch als in der Gegenwart geltend darstellt und dadurch von unserer Stadt ein ungünstiges Bild entwirft. Dieses richtigzustellen erscheint mir als wichtige Aufgabe, zumal ich die bewegte Vergangenheit unserer Stadt seit mehr als vier Jahrzehnten, z. T. als Mitglied des Gemeinderats wie auch als ehrenamtlicher Stadtarchivar verfolgen konnte und Dutzende von Abhandlungen darüber veröffentlicht habe, die auch beim Landesrabbinat «gut angekommen» sind.

Herr SCHILER berichtet von Spannungen zwischen den beiden christlichen Konfessionen und von solchen gegenüber den ausgewanderten Israeliten. Zwischen den Katholiken und den Evangelischen besteht, zweifellos zum Unterschied zu der Zeit vor 1933, ein ausgezeichnetes Verhältnis, und wenn nach 1945 die geflüchteten Juden unserer Stadt gegenüber zunächst eine recht deutliche, ja frostige Zurückhaltung übten, die so kurze Zeit nach ihren bitteren Erfahrungen im Dritten Reich mehr als verständlich war, so hat sich auch dies inzwischen gründlich gewandelt. Es ist durchaus nicht mehr so, wie Herr SCHILER meint, «daß Laupheimer Juden nur noch aus der Ferne ihrer alten Heimat gedenken». Vor allem zum jährlichen Heimatfest werden wir von unseren auswärtigen jüdischen Gästen aus aller Welt gerne aufgesucht; Briefe gehen hin und her und mit sichtlicher Freude reagieren die Israeliten aus der Ferne auf Schilderungen aus der Zeit vor 1914, die sie selbst noch bei uns verlebt haben, oder auf Mitteilungen aus der Vergangenheit ihrer Familie, die ihnen das Stadtarchiv zugehen läßt. Rührend ist ihre Dankbarkeit, wenn sie vom Bürgermeister Geburtstagswünsche erhalten. Deutlich

spürbar ist in ihren Schreiben die Sehnsucht nach der alten Heimat, und das schwere Leid, das sie empfanden, als sie gewaltsam aus ihr herausgerissen wurden, zittert bis heute in ihrer Seele nach. Natürlich können wir das furchtbare Geschehen, das sich vor bald vier Jahrzehnten vor unseren Augen und zu unserer Schande ohne unseren Widerstand abgespielt hat, nicht mehr ungeschehen machen. Aber der Gedenkstein, der auf dem Platz der einstigen Synagoge vor zehn Jahren erstellt wurde, soll wenigstens der Nachwelt mahnend vor Augen führen, was damals im Namen Deutschlands an Furchtbarem geschah. Er möge mit als Zeichen dafür gelten, daß bei uns inzwischen ein anderer Geist eingekehrt ist. Und wir Laupheimer dürfen mit großer Freude feststellen, daß unsere Bemühungen nicht ohne Erfolg geblieben sind.

Dr. GEORG SCHENK, Laupheim

Dazu ein abschließendes Wort der Redaktion: Anstoß zu dieser Berichtigung hat offensichtlich der Satz aus dem SCHILERSCHEN Aufsatz: «Laupheimer Juden gedenken heute nur noch aus der Ferne der alten Heimat» geboten. Wer jedoch diesen Aufsatz genau liest, wird bemerken, daß SCHILER keinesfalls «Spannungen» gemeint haben kann: «Manche erinnern sich noch an die Zeiten, als jüdische und christliche Honoratioren im (Hasen) zum Dämmer-schoppen zusammenkamen, als jüdische und christliche Nachbarschaft und Nachbarschaftshilfe noch selbstverständlich waren – selbstverständlich vielleicht als heute manchmal evangelische und katholische Nachbarschaft.» Aus der Gegendarstellung von Dr. SCHENK wird sichtbar, wie stark die Verbundenheit Laupheims gegenüber den Juden auch in der Ferne ist – hier scheint eine Gleichheit der Aussage zu herrschen. Wer FRIEDRICH A. SCHILER kennt, weiß um seine Kenntnis der Geschichte unseres Landes, aber auch um seine Loyalität gegenüber allen Mitbürgern, gleich welcher Abstammung sie sind.

Die alten Glocken der Stuttgarter Stiftskirche

Gerhard Gommel

Die Geschichte der Glocken und die Baugeschichte der Stuttgarter Stiftskirche sind vielfach miteinander verflochten. Zwar ist von Glocken der Vorgängerin der heutigen Stiftskirche – sie war eine Filialkapelle der Urkirche zu St. Martin in Altenburg bei Cannstatt – nichts erhalten oder bekannt. Als aber Graf ULRICH DER STIFTER mit der Erhebung Stuttgarts zur Residenzstadt um das Jahr 1250 eine romanische Basilika hatte erstellen lassen, erhielt diese auch schon bald mit der *Torglocke* von 1285 ein für die damalige Zeit erstaunlich großes und schönes Kunstwerk des Glockengusses. Von den während der gotischen Bauperioden entstandenen Glocken ist ein Teil abgegangen. Andere, welche trotz der beiden Weltkriege unversehrt geblieben sind, bilden heute noch den Grundstock des Gesamtgeläutes der Stiftskirche, das nach dem Wiederaufbau der durch einen Luftangriff im Juli 1944 völlig zerstörten Kirche zu einer prächtig klingvollen Achtstimmigkeit ausgebaut wurde.

1. Die abgegangenen Glocken

Im 14. Jahrhundert hing – wohl in einem Dachreiter über dem Chor – ein kleines Glöcklein, das zur Prim, d. h. zur ersten Tagesgebetszeit, geläutet wurde. An seiner Stelle stiftete 1417 ein PETER BAUMSTARK ein *Messeglöcklein* und knüpfte daran folgende Bedingung: «Kund und zu wissen sei, daß PETER BONSTARK, der Herrschaft von Wirtenberg Knecht, das Meßglöcklein, das zu Stuttgart auf dem Chor an des alten Primglöckleins Stelle gehenkt ist, für seiner Vordern, sein und seiner Nachkommen Seelenheil erkauf und mit der Bestimmung übergeben hat, daß man es «klengen und luten» soll zu allen Messen, so oft ein Priester über den Altar gehen will, «meniglichen zu aim urkund mess ze finden wer darzu komen will», aber zu keinem anderen Zeichen; dafür sollen Kuster und Heiligenpfleger des Stifts sorgen. 1417 an dem nächsten Freitag nach S. Johannes Tag zu Sunnwenden». (RAPP, Urkundenbuch der Stadt Stuttgart, 1912, S. 102.)

Aus dem 14. Jahrhundert stammte auch die *Gallusglocke*, die vom Gallustag, 16. Oktober, bis Petri Stuhlfeier, 22. Februar, täglich abends geläutet wurde. Als Schulterinschrift trug sie in Majuskelnbuchstaben die Namen der vier Evangelisten. Sie hatte einen Durchmesser von 110 cm, wog 18 Zentner und erklang auf den Ton fis'. Im ersten Welt-

krieg zersprang sie und wurde 1917 eingeschmolzen. An ihrer Stelle schuf WOLFGANG KURTZ, der leider im zweiten Weltkrieg gefallene Sohn des Stuttgarter Altmeisters HINRICH KURTZ, im Jahr 1938 eine neue Glocke, die jedoch ebenfalls ein Opfer des Krieges wurde.

Wechselvoll waren die Schicksale der beiden *Schlagglocken*. Die ältere kam 1473 oder im Jahr darauf auf den Südturm (der große Hauptturm war damals noch nicht gebaut). Mit ihr mußte der Turmwächter zum Erweis seiner Wachsamkeit die Stunden von Hand schlagen. Noch im 19. Jahrhundert bestand dieser Brauch. Der Stiftsprälat KARL GEROK erzählt in seinen Jugenderinnerungen 1875: «Wie übernatürlich klang das hohle «Wohl!», das nach jedem Stundenschlag der Wächter vom Stiftskirchenturm durch sein Sprachrohr nach den vier Himmelsgegenden über die nächtliche Stadt hinrief zum Zeichen, daß alles in Ordnung sei.» Als 1893 das Turmwächteramt aufgehoben wurde, hatte noch zehn Jahre lang bis zur Einrichtung der Berufsfeuerwehr ein Feuerwehr- oder Polizeimann die Wache vom Turm aus zu versehen.

Die ursprüngliche Glocke von 1473 scheint bald zersprungen zu sein. Die Bürgermeisterrechnung von 1485/86 bemerkt: «habend an der glocken geschnitten.» Offenbar versuchte man durch Wegschneiden der schadhafte Stelle die Glocke wieder zum Klingen zu bringen. Das scheint aber nicht gelungen zu sein. Vermutlich wurde die Glocke abgenommen, denn in der nächstfolgenden Rechnung wird eine Zimmermannsarbeit, «zu der stundglocken ze rüsten», erwähnt. Was weiter mit der Glocke geschah, ist nicht ganz durchsichtig. Wahrscheinlich ist sie als Altmetall an den gräflichen Büchsenmeister HANS ERNST verkauft und dann wieder zurückgekauft worden, als man 1489 den Reutlinger Glockengießern HANS und JOS EGER den Auftrag erteilte, eine neue Stundenglocke zu gießen. In der Rechnung heißt es: «15 guldin maister HANSEN ERNSTEN büchsenmaister an der sum für die zerbrochen glocken, die dem glockengieser gen Rutlingen geschickt ward.» Warum der Guß nicht dem Stuttgarter Meister ERNST übertragen wurde, bleibt rätselhaft, ließ doch im selben Jahr das Kloster Weingarten von ihm zwei Glocken, darunter die berühmte große Osanna gießen, denn auch als Glockengießer hatte er einen guten Namen. Die in Reutlingen gegossene neue Stundenglocke war zugleich Feuerglocke. Nach Erstellung des großen



Herr-segne-uns-Glocke von 1498.

Hauptturms erhielt sie dann über dessen flachem Dach ihren Platz. Sie hatte einen Durchmesser von 102 cm, ein Gewicht von 15 Zentnern und den Ton a'. Beim Brand der Stiftskirche im Zweiten Weltkrieg ist sie zugrunde gegangen. Nach dem Wiederaufbau kam am 1. Mai 1951 eine von HEINRICH KURTZ gegossene Ersatzglocke mit dem Ton g' und der Inschrift: «Meine Zeit steht in Deinen Händen» als derzeitige Stundenschlagglocke an dieselbe Stelle.

2. Die drei kleinen, nicht in das Geläute einbezogenen Glocken

Eine liturgische Besonderheit der Stuttgarter Stiftskirche ist das *Herr-segne-uns-Glöcklein*, das bei allen Gottesdiensten während des Segens, mit dem die Gemeinde entlassen wird, erklingt. Es ist ein Werk des Esslinger Gießers PANTLION SIDLER aus dem Jahr 1498. In gotischen Minuskeln trägt es die Schulterinschrift «+ s / lux (Lukas) / max (Markus) / iohanes / mathevs / er / gos / mich / pantliō / sidler vō / essling / im / m / cccc / lxxxxviii». Es hat einen Durchmesser von 48 cm, ein Gewicht von 70 kg und den Ton h". Der Sage nach wurde es von einem Stuttgarter Bürger gestiftet, der in jungen Jahren

in die Welt hinauszog, wohlbehalten zurückkehrte und den Lebensabend in seiner Geburtsstadt verbrachte. 1942 wurde das Glöckchen vom Turm abgenommen, jetzt hängt es wieder wie einst oben in der Laterne des kleinen Turms.

Wie einst hat auch die *Viertelschlagglocke von 1541* zusammen mit der neuen Stundenschlagglocke (s. o.) den alten Platz über dem Dach des Hauptturms unterhalb des Turmhahns. Wer sie gegossen hat, ist nicht bekannt. Die Schulterinschrift in Antiqua-Buchstaben zeigt bereits Spuren der Renaissance und ist inhaltlich vom Geist der Reformation geprägt: «VERBUM: DOMINI / MANET: IN ETERNUM: AMEN» (Gottes Wort bleibt in Ewigkeit. Amen). Beim Brand des Turmes blieb sie wie durch ein Wunder erhalten, während ihre ältere Schwester, die Stundenglocke von 1489 total vernichtet wurde (s. o.). Heute schlägt sie wieder die Viertelstunden. Ihr Durchmesser beträgt 68 cm, ihr Gewicht vier Zentner. Sie erklingt mit dem Ton d".

Und nun das *Silberglöckle von 1502*, auch ein Werk PANTLION SIDLERS. Den alten Stuttgartern ist es besonders ans Herz gewachsen und für sie geradezu ein Wahrzeichen ihrer Stadt. Sie freuen sich, daß es die beiden Kriege überstanden hat, doch können

Die beiden Schlagglocken über der Turmspitze. Die kleine stammt von 1541, die große von 1950.





Silberglöckle von 1507.

sie sich nicht so recht damit abfinden, daß es nicht mehr vom alten Platz über der obersten Turmgalerie weit vernehmlich hinaus klingt, sondern kaum sichtbar und schwach hörbar auf der Südseite des Turmdaches hängt. Seinen Namen hat dieses kleinste Glöcklein der Stiftskirche (38 cm Durchmesser und 35 kg Gewicht) von seinem lieblichen, silberhellen Klang (cis^{'''}) und nicht davon, wie es weithin Volksmeinung ist, daß Silbermünzen und -schmuck der Glockenspeise zugesetzt worden seien. Noch heute erklingt es täglich abends um 9 Uhr und zur Mitternacht. Die Schulterinschrift in gotischen Minuskeln lautet: «+ osanna / hais / ich / pantlio / sidler / vō / esslinge / gos / mich / im xv / c / ii / iar».

Zwei Sagen, die KARL GEROK in seinem Büchlein «Letzter Strauß» in zwei Gedichten «Um 1348» und «Um 1598» erzählt, ranken sich um das Silberglöcklein. Die eine berichtet, daß die Burgherrin auf der Weißenburg in der Nacht zum Palmsonntag 1347 plötzlich verschwunden sei. Hundert Ausgesandte hätten sie vergeblich gesucht. Da habe die trauernde Tochter jeden Abend im obersten Burggemach ein Licht angezündet und ihr Silbergeschmeide dem Glockengießer gebracht. Das gefertigte Glöcklein habe sie jeden Abend um 9 und

12 Uhr geläutet und in ihrem Testament – es ist in «Württemberg, wie es war und ist» mit liebevoller Ausführlichkeit nachgebildet – eine Geldsumme ausgesetzt, daß nach ihrem Tod «auf ewige Zeiten» dieses Läuten weiter gepflegt werde. Sollte aber einmal die Burg «dem Zeitwechsel oder Feindesturm erliegen», so möge das Glöcklein oder an seiner Statt ein anderes «auf dem Umgangskranze des Ulrichthurmes der Heiligenkreuzkirche zu Stuttgart aufgehängt und ebenfalls um 9 und 12 Uhr bei Nacht geläutet» werden.

Die zweite Sage erzählt, die Tochter des Herzogs FRIEDRICH I, SIBYLLE ELISABETH, die spätere, 1606 verstorbene Gattin des Kurfürsten JOHANN GEORG I von SACHSEN, habe sich als vierzehnjähriges Mädchen bei der Heimkehr von Denkendorf im Wald verirrt und nur durch den Ton des Glöckleins nach Hause gefunden. Anderntags sei sie auf den Stiftskirchenturm gestiegen, habe das Glöcklein geküßt und mit einer Nadel auf seinen Rand geschrieben – «Württemberg, wie es war und ist» bringt es in rührseligen Versen –:

*Du Stimme aus der dunkeln Nacht,
die mich auf rechten Pfad gebracht,
als fern drüben in dem Wald
in Angst und Irr umhergewallt!
Dank sei Der, die dich hier gestift' t!
O daß dein Ton auch Sünder trifft,
die, ferne von der rechten Bahn,
zur Reue kehr'n durch dein Gemahn!*

Ähnliche Glockensagen wie diese beiden aus den Jahren 1347 und 1598 gibt es zu Dutzenden. Jedenfalls sind sie volkpsychologisch interessant, lassen sie doch erkennen, wie lebendig und innig in alten Zeiten das Verhältnis der Menschen zum Glockenläuten war. Mehrfach am Tag riefen die Glocken zum Gebet, und ihr Klang durch die Stille der Nacht wies tatsächlich dem fernen Wanderer die Richtung und schenkte dem Bürger das Gefühl der Geborgenheit. Wie verschwunden ist das alles bei den Menschen unserer Zeit!

Ob und welche geschichtliche Wirklichkeit hinter den Sagen steht, ist nicht zu ermitteln. Schon die Jahreszahl 1502 des Silberglöckleins stimmt nicht mit denen der beiden Sagen überein, es sei denn, daß es sich um ein im «Testament» der Weißenburgerin vorgesehenes Ersatzglöcklein handelt, immerhin eine Möglichkeit, die nicht ausgeschlossen ist.

Auch sonst steht die Geschichte vom Silberglöcklein auf schwachen Füßen. Viel blühende Phantasie war mit am Werk. In den Jahren 1844–1848 erschien fünfmal wöchentlich je vierseitig, herausgegeben

von dem Buchdrucker und Stadtrat GOTTLIEB MUNDER, eine kleine Zeitung, die Vorläuferin des Stuttgarter Neuen Tagblattes, mit dem Titel «Stuttgarter Stadtglocke, Tag- und Nachtblatt». Darin erzählt der Bruder des Herausgebers, der Eltinger Pfarrer FRIEDRICH WILHELM MUNDER, altbeliebte Stuttgarter Sagen. Wie geschickt und ansprechend er das fertig brachte, zeigt z. B. die Formulierung des oben erwähnten «Testaments» des Burgfräuleins. Aus der «Stadtglocke» kam dann die Geschichte «Das ewige Licht auf Weißenburg» in die von dem Begründer des Neuen Stuttgarter Tagblattes GEORG FRIEDRICH MÜLLER herausgegebene Sagensammlung «Württemberg, wie es war und ist». Als Untertitel ist dort angegeben: «Aus Tritenheim und Naucer's «Hirsauens Sagen-Testament». Jahrgang 1660.» Und nun verrät sich die Unglaubwürdigkeit des Ganzen, denn ein solches «Sagentestament» existiert überhaupt nicht. Viel-

Grabplatte des Stiftspropstes Johann Vergenhans, der den Guß des Silberglöckles veranlaßt hat.



Torglocke von 1285.

mehr sind zwei ganz verschiedene Schriften willkürlich miteinander verkoppelt: die 1511–1514 von dem Abt JOHANNES TRITHEIM (TRITHEMIUS) verfaßten «Annales Hirsaugenses» und die posthum 1516 erschienene, von NIKOLAUS BASELIUS eingetragene, «Chronik der Merkwürdigkeiten aller Zeiten und Völker» des ersten Tübinger Kanzlers, JOHANN VERGENHANS (NAUCLERUS). Nun aber war damals, als das Silberglöcklein gegossen wurde, LUDWIG VERGENHANS Propst an der Stuttgarter Stiftskirche – sein schönes Grabmal steht dort im Chor –, und insofern könnte eine sehr schwache und verworrene Erinnerung hinter der unmöglichen Quellenangabe in «Württemberg, wie es war und ist» stehen. Das ist aber auch alles, was an geschichtlicher Wirklichkeit bezüglich des Silberglöckleins übrig bleibt.

Abschließend noch eine erheiternde Geschichte vom Silberglöcklein. Am 15. Januar 1901 war im Stuttgarter Neuen Tagblatt die geharnischte Beschwerde eines Anwohners der Stiftsstraße zu lesen über das «mitternächliche Gebimmel der Armsünderglocke». «Dieser veraltete Unfug», der mit einer «verrückten Stiftung» im Zusammenhang steht, müsse «durch



Torglocke von 1285. Schulterinschriften.



obrigkeitlichen Federstrich endlich abgeschafft» werden. Wenige Tage darauf antwortete dem Einsender ein Leser mit einem etwas langatmigen Gedicht, das der derzeitige Stiftsmesner, Herr SCHURR, im Evang. Mesnerblatt festgehalten hat, und dessen letzte Strophe bis zum heutigen Tag wenigstens noch den alten Stuttgartern aus dem Herzen gesprochen ist:

«Das unsern Ahnen einst erklingen,
das unser Gerok schön besungen,
das Glöckchen silberhell und rein,
es wird – Sie werden es nicht hindern! –
noch unsern Kindern, Kindes Kindern
ein treuer Freund und Mahner sein.»

3. Die drei alten Hauptglocken

Liebevollen Betrachtens wert ist die sog. *Torglocke* von 1285, ein ehrwürdiges Denkmal Alt-Stuttgarts. Nach jahrhundertelangem Dienst ist sie in der südlichen Eingangshalle zur Kirche aufgestellt, eine Glocke von außerordentlicher Schönheit mit der für die romanische Zeit charakteristischen Schönheit und vor allem mit den noch von Hand, nicht durch einen Model geformten Fadenmajuskeln der Schulterschrift zwischen zwei Doppelstegen. Ihr Durchmesser beträgt 146 cm und bei einem Gewicht von rund 40 Zentnern erklingt sie auf den Ton d'. Die Inschrift lautet (wie auf zahlreichen frühmittelalterlichen Glocken) in lateinischem Versmaß: · ME · RESONANTE · PIA · PPLI (populi) · MEMOR · ESTO · MARIA · ANNO · DN~I · M° · C° C · LXXXV · ALPHA · ET Ω (Wenn ich erklinge, so gedenke des Volkes, fromme Maria. Im Jahr des Herrn 1285. Alpha und Omega). Also eine Marienglocke und als solche bestimmt zur Ave- oder Betglocke. Abends und morgens geläutet war sie zugleich das Zeichen zum Schließen und Öffnen der Stadttore. Die Bezeichnung «Torglocke» kommt aber erst im 18. Jahrhundert zur Zeit der Aufklärung auf, die das Glockenläuten mehr im bürgerlichen als im liturgischen Sinn verstand. In den Verzeichnissen aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges heißt sie noch «die alt glock».

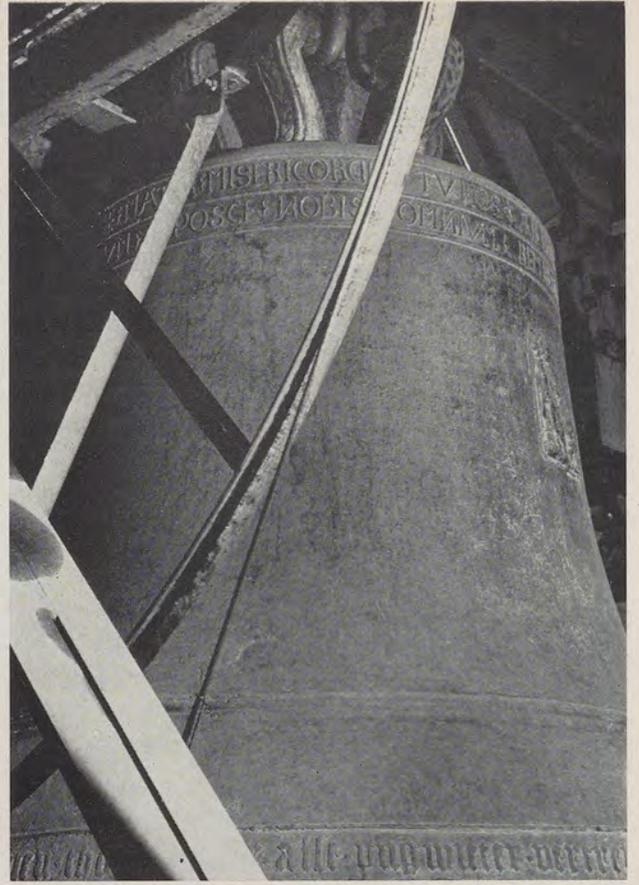
Über ihre Herkunft bestehen zwei verschiedene Ansichten. Die ältere Meinung, vertreten in der einstigen Oberamtsbeschreibung und bei KARL PFAFF «Geschichte der Stadt Stuttgart», ist, daß die Glocke ursprünglich für Beutelsbach gegossen war und mit der Verlegung des Stifts 1321 nach Stuttgart kam. In jüngerer Zeit, erstmalig im «Schwäbischen Heimatbuch» 1939, gewinnt mit einleuchtender Begründung die Ansicht an Raum, daß die Glocke von An-

fang an und in engem Zusammenhang mit der Entwicklung der jungen Grafschaft Württemberg für die neue stattliche Basilika in Stuttgart bestimmt war. Graf ULRICH DER STIFTER oder «mit dem Daumen» festigte sein Land durch Anlegung von Städten, z. B. Leonberg 1246 und erhob Stuttgart zur Stadt und Residenz (das genaue Datum ist nicht bekannt). Da die alte, kleine Dorf- und Filialkirche von St. Martin in Altenburg nicht mehr repräsentativ genug war, ließ er um die Mitte des 13. Jahrhunderts die neue Kirche erstellen und bestimmte sie zugleich zur Begräbnisstätte der württembergischen Grafen. (Sein und seiner Frau Grabmal aus dem Ende des 13. Jahrhunderts befindet sich noch heute in dem auf diese älteste Zeit zurückgehenden Untergeschoß des Südturmes.) Sollte nun eine so bedeutsame Kirche bis 1321, also rund 80 Jahre lang, ohne eine große Glocke gewesen sein und sollte eine solche Glocke der Residenzstadt nicht angemessener sein als dem ländlichen Stift Beutelsbach? Wenn sie aber ursprünglich nach Stuttgart gehörte, dann wäre sie eines der ältesten Denkmäler dieser Stadt und ein Zeuge ihrer Belagerung durch RUDOLF VON HABSBURG 1286 und 1287, der nach der kaiserlosen Zeit den einstigen Reichsbesitz wiederherstellen und sichern wollte, aber an der tapferen Gegenwehr Graf EBERHARD DES ERLAUCHTEN, des Sohnes ULRICHS, scheiterte.

Solange die Torglocke im Gebrauch war, hing sie auf dem Südturm. Während dessen Erhöhung in gotischer Zeit mag ihr Platz auf einem kleinen 1492 abgebrochenen Interimsturm, der im Friedhof neben der Kirche stand, gewesen sein. Im Winter 1928/29 ist die Torglocke zersprungen, konnte aber von der Firma LACHENMAYER in Nördlingen zu neuem Gebrauch geschweißt werden. Den zweiten Sprung erhielt sie im August 1937. Sie war, wie man sagt, «müde» geworden und kam auch klanglich nicht mehr durch gegenüber der größeren Salvenglocke. Die kirchlichen Sachverständigen waren damals «aus musikalischen Gründen» für Einschmelzen und Neuguß. Doch der damalige Hauptkonservator Dr. RICHARD SCHMIDT wurde ihr Retter und verweigerte um des hohen Altertumswerts die Zustimmung. Oberbürgermeister Dr. STRÖLIN veranlaßte darauf den Erwerb der Glocke durch die Stadt und ließ sie als Denkmal seitlich des Südturmes aufstellen. Eine neue «Torglocke» wurde 1938 mit der Inschrift «Wo der Herr nicht die Stadt behütet, da wachet der Wächter umsonst» gegossen. Doch schon nach wenigen Jahren wurde sie im zweiten Weltkrieg wieder eingeschmolzen. Im Jahr 1950 kam die alte Torglocke als Geschenk der Stadt wieder in den Besitz der Kirchengemeinde, die sie zum



Guldenglocke von 1520. Muttergottes und Kind.



Guldenglocke von 1520.



Guldenglocke von 1520.



Guldenglocke von 1520: hl. Theodul.

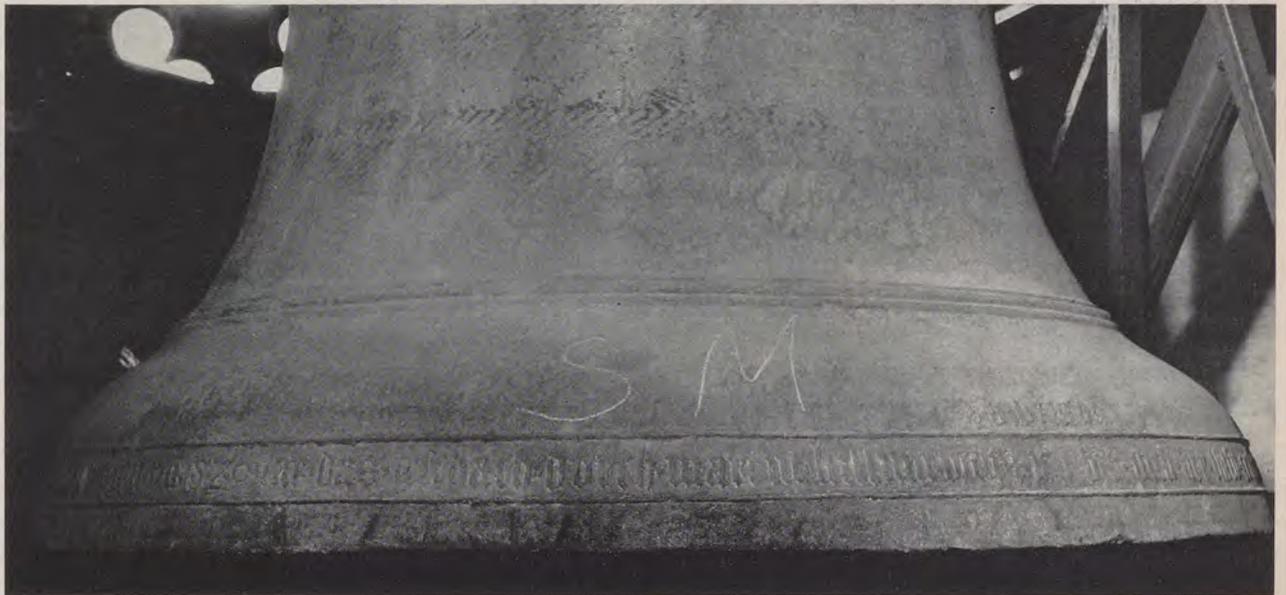
zweitenmal schweißen ließ. Doch die Zumutung neuen Dienstes war zuviel. Bei Reparaturarbeiten in der Glockenstube entdeckte man 1961 einen neuen, haarfeinen, etwa 40 cm langen Riß an Haube und Schulter, und nun wurde die Torglocke endgültig zur Ruhe gesetzt.

Geschichtlich, kunstgeschichtlich und musikalisch von höchstem Wert sind die beiden 1520 von MARTIN KISLING in Biberach gegossenen Glocken, die *Osanna*-, meistens *Guldenglocke* genannt, und die *Salveglocke*. Der Name *Guldenglocke* hat ebenfalls nichts mit Münzen zu tun, die der Glockenspeise zugesetzt worden wären, sondern geht darauf zurück, daß, wenn bei vornehmen Begräbnissen das Geläute der größten Glocke verlangt wurde, ein Gulden als Gebühr entrichtet werden mußte. Als einzige Läuteglocke hängt die mächtige Osanna (Durchmesser 202 cm, Gewicht 123 Zentner) auf dem großen Turm. Dunkel, voll und weich blüht ihr tiefes a° auf, in das aufhellend die bei großen Glocken häufige Schlagtonquarte hineinklingt, eine der klangschönsten Glocken im Land. Auf dem klar gezeichneten Gußbild begegnen sich unvermittelt zwei Zeitalter und Kunstrichtungen. Gotisch sind die Minuskelbuchstaben der unteren Inschriften, ebenso die Worttrennungszeichen (Lilienkreuz und §-ähnliche Formen). Gotisch empfunden ist auch der religiöse Inhalt der Texte. Die Hauptinschrift um die Schulter ist aber bereits im Stil der Renaissance in Antiqua Kapitale geprägt. Sie lautet: IHS (zwischen einer Rosette und einem Lilienkreuz) MARIA / MATER / GRACIE / MATER / MISERICORDIE / TV NOS / AB HOSTE / PROTEGE / IN HORA / MORTIS / SVSCIPE / MARIA / VIRGO

/ VIRGINVM / DEPOSCE / NOBIS / OMNIVM / REMISSIONEM / CRIMINVM / TVVVM / PLACATO / FILIVM (Lilienkreuz). (Jesus! – Maria, Mutter der Gnade, Mutter des Erbarmens, nimm uns auf in der Stunde des Todes, beschütze uns vor dem Feind, erbitte für uns die Vergebung aller Sünden, versöhne deinen Sohn.) Unmittelbar darunter steht in Minuskeln: / osanna · hais · ich · der · boes · find · flvicht · mich /, ganz unten um den Schlag: (Lilienkreuz) ich · bit · dich · her · ihesv · criste · am · cryczc · fron · dv · wellest · gesengne · minen · thon · das · er · alle · vngwitter · vertreib · vnd · behiet · den · menschen · sel · vnd · leib · dvrch · firbit · marie · der · mvoter · din · dan · in · viwer · eer · ich · gossen · bin · im · 1 · 5 · 2 · 0 · iar · das · gschach · dvrch · martin · kisling · von · / bibrach /. Die Flanke trägt Reliefschmuck: auf der einen Seite Maria mit dem Jesuskind im Strahlenkranz, auf der anderen ein Bischof und an seiner Seite eine kleine Gestalt, die eine Glocke auf dem Rücken schleppt. Es ist der hl. THEODUL, vielleicht der Schutzheilige der Biberacher (und anderer?) Glockengießerei. Er war Bischof in Sitten und erhielt 802 von KARL DEM GROSSEN die weltliche Herrschaft über das Wallis. Die Legende erzählt von ihm, daß er in Rom vom Papst eine Glocke zum Geschenk erhalten habe. Da er sie aber nicht über die Alpen zu bringen vermochte, habe er einen ausgetriebenen Teufel gezwungen, ihm die Glocke nachzutragen. Heute noch erinnert der St.-Theodul-Paß zwischen Visp und Fas Fée in der Schweiz an ihn.

Die kleinere Zwillingschwester der Osanna, zugleich ihr getreues Ebenbild, ist die *Heiligkreuz- oder Salve-Glocke* auf dem Südturm. Ihr Durch-

Guldenglocke von 1520. Inschrift am Schlag.





Guldenglocke von 1520. Schulterinschrift.

messer beträgt 170 cm, ihr Gewicht 70 Zentner. Ihr Schlagton ist c'. Beider Klangbild ist gleich vorzüglich. Zum feierlich ernsten Ton der Osanna gesellt sich der frische und kernige der Salveglocke. Auch ihre Schulterinschrift weist Antiqua Kapitale auf. Sie lautet: (Lilienkreuz) SALVATOR · MVNDI · SALVA · NOS · QVI · PER · CRVCEM · ET · SANGVINEM · REDEMISTI · NOS · AVXILIARE · NOBIS · TE · DEPRECAMV~ / DEVS · NO · STER /. (Erlöser der Welt, erlöse uns, der du uns durch Kreuz und Blut losgekauft hast, komm uns zu Hilfe, dich flehen wir an. Unser Gott!) Die Minuskelschrift am Schlag lautet: (Lilienkreuz) des · hailgen · cricz · glock · ich · genemt · bin · vnd · hon · eben · miner · schewster · osanna · sin : dan · mir · mit · ain · ander · gossen · sind : mir · wellend · vngwiter · vnd · wind · mit · gottes · hilf · vertriben · gar · martin · kislring · von · bibrach · gos · mich · och · fir/ (darüber geschrieben, weil der Raum nicht ausreichte) / wra · (fürwahr) im · 1520 · iar /.

Daß der Guß dieser beiden Glocken einem Biberacher Meister übertragen wurde, ist recht auffallend, gab es doch damals bedeutende Glockengießer auch in Esslingen, Heilbronn und Reutlingen. Doch

war offenbar der Ruf von MARTIN KISLING noch bedeutender. Ähnlich war es ja auch, als HANS ERNST aus Stuttgart statt eines Biberacher Meisters zum Guß der Osanna vom Kloster Weingarten berufen wurde (s. o.). Doch war er beim Guß der Stuttgarter Osanna bereits verstorben.

Die Entstehung der beiden KISLING-Glocken steht in nahem Zusammenhang mit der Geschichte des Landes und des Kirchenbaus. Es war eine Zeit des Krieges und der Armut, in welcher diese beiden herrlichen großen Glocken entstanden sind. Herzog ULRICH wurde nach seinem Überfall auf die Reichsstadt Reutlingen vom Schwäbischen Städtebund in die Enge getrieben und auf dem Asperg eingeschlossen. Vergeblich wartete er auf Entsatz durch Schweizer Söldner. Er mußte kapitulieren und floh 1519 aus dem Land. Württemberg kam nun unter die nicht weniger harte und ausbeutende Herrschaft des Erzherzogs FERDINAND VON ÖSTERREICH. Die Stuttgarter waren rasch bei der Hand. Sie nützten den Augenblick des Regierungswechsels und sammelten auf dem Schlachtfeld das Metall der zurückgelassenen und beschädigten Geschütze für den Guß zweier großer Glocken, die einmal den damals noch nicht ausgebauten großen Turm ihrer Stiftskirche

zieren sollten. Die Bürgermeisterrechnung von 1519/20 erwähnt einen «bottenlohn gen asperg des zerbrochen geschütz halben, so man zu den glocken ze pruchen vermeint». Man möchte in dem Ernst der Inschriften beider Glocken ein Nachzittern des Kriegsgeschehens vermuten.

Noch war also der wiederholt wegen Geldschwierigkeiten ins Stocken geratene große Turmbau nicht abgeschlossen. Nach GABELKOVERS Chronik wandte sich im Jahr 1527 der Rat der Stadt Stuttgart an die damalige österreichische Landesregierung mit einem Bittgesuch, worin es heißt: «sie haben verschiner jahren zum lob Gottes vnnd zur ehren der hauptstatt Stuttgart ein großen kirchenthorn gebawen vnnd darzu zuo herrlicher glockh machen lassen, welcher thurn armut halb des heiligen nit ganz vollendet vnnd gedeckht, dadurch der glockenstuel erfault seye, auch die glockhen nit gar bezahlt, sondern stehen ihnen daran noch 700 gulden zu bezahlen. . . . sie melden, es gefalle jetzt bey vßkommender D. Luthers lehr nit vber 8 oder 10 pfund heller, da vor 6, 8, 10, 15, 20 jahren, alß man den thurn vnnd die glockhen gemacht, 80 oder 100 pfund gefallen, darauf sich ihre vorälteren verlassen vnnd in hoffnung gleiches eintrags, auch ghünstiger zeiten solchen baw fürgenommen haben.» Weiterhin bittet der Rat um Nachlaß der Zinsen, wie es in Herrenberg und anderswo geschehen sei. Außerdem hätten sie 1522 beim Landtag erlangt, daß jeder Kanonikus bei der Investitur eine Steuer zum Kirchenbau bezahlen müsse, und «seye doch solches bißhero nit beschehen». Diesen Bitten wurde endlich Gehör geschenkt, so daß 1531 der oberste Umgang vollendet und der Turm statt eines geplanten weiteren Stockwerks und Pyramidenabschlusses flach abgedeckt wurde. Über diesem Dach wurden dann die beiden Schlagglocken aufgerichtet, während die KISLING-Glocken endlich in der Glockenstube aufgehängt werden konnten. Beide Berichte, sowohl der von den zerstörten Geschützen als auch der Notschrei des Stadtrates beweisen, daß die beiden Glocken ursprünglich für

die Stiftskirche gegossen wurden, und daß die Darstellung, die MATHIAS ERZBERGER in seiner Arbeit «Die Säkularisation in Württemberg 1802–1810» gibt, falsch ist, wonach die beiden großen Glocken von der Klosterkirche in Zwiefalten nach Stuttgart gekommen seien. Hier liegt eine Verwechslung vor. Aus Zwiefalten stammte die alte schöne, im zweiten Weltkrieg vernichtete Orgel der Stiftskirche.

Im Jahr 1942 wurden die KISLING-Glocken zusammen mit der Torglocke abgenommen und in einem Schacht des Travertinwerks LAUSTER in Münster geborgen. 1950 kamen sie wieder auf die Türme, die Osanna auf den großen, die beiden andern auf den Südturm. Alter, Größe und Gewicht der Osanna machen es nötig, daß sie nur noch spärlich, nicht mehr täglich geläutet wird. Sie soll, solange es möglich ist, vor dem Schicksal der Torglocke bewahrt bleiben. Aus statischen Gründen muß auch auf den Turm Rücksicht genommen werden. Deshalb wurde sie gekröpft aufgehängt.

Heute besitzt die Stiftskirche insgesamt zehn Glocken, die zwei Schlagglocken mit den Tönen d[°] und g[°] und acht Läuteglocken. Ihr Geläute ist wohl das schönste in Stuttgart. Vier Läuteglocken sind alt, die beiden größten, Osanna und Salve mit den Tönen a[°] und c[°] und die beiden kleinsten, die nur einzeln geläutet werden, das Silber- und das Herrsegne-uns-Glöcklein mit den Tönen h[°] und cis[°]. Dazu kommen vier neue Glocken, die von RINCKER 1964 als Ersatz für die Torglocke gegossene d[°]- und eine e[°]-Glocke, sowie die beiden KURTZ-Glocken aus dem Jahre 1957 mit den Tönen g[°] und a[°]. Sämtliche Glocken, die alten und die neuen sind in schwerer Rippe gegossen und besitzen aus diesem Grund ein mächtiges Klangvolumen, das selbst gegen den modernen Verkehrslärm aufkommt. Die Melodie des sechsstimmigen Sonn- und Festtagsgeläutes baut sich aus den pentatonischen, d. h. aus Ganztönen und kleinen Terzen bestehenden Intervallen a[°] – c[°] – d[°] – e[°] – g[°] – a[°] auf. Möge es auf lange Zeit zum Lob Gottes erklingen und eine große Gemeinde zusammenrufen!

Christoph Hubmann - ein hohenlohischer Heimatdichter

Ingaruth Schlauch

Die Schwaben sind stolz darauf, daß sie ein Dichtervolk sind; sie haben im Laufe der Jahrhunderte den Deutschen unzählige Dichter geschenkt, deren Ruhm weit über die Grenzen des kleinen Landes drang. Auch im hohenlohischen Raum ist der Pegasus, das geflügelte Dichterroß, bestiegen worden, nur muß man die Hohenloher Dichter wieder neu entdecken, wie das Land selbst. Schon im Hochmittelalter galt GOTTFRIED VON HOHENLOHE als berühmter Minnesänger, leider ist von ihm nur ein ganz kleiner Bruchteil seiner Werke überliefert. Im 18. Jahrhundert stoßen wir wieder auf einen Hohenlohe, nämlich FRIEDRICH EBERHARD, Prinz zu HOHENLOHE-KIRCHBERG, der sich der religiösen Lyrik zugewandt hatte. Noch finden wir ein Lied von ihm im Württ. evangelischen Gesangbuch, das nicht nur von seiner tiefen Gläubigkeit, sondern auch von seiner dichterischen Begabung zeugt. Die Hohenloher können sich mit den Schwaben im Hinblick auf die Dichtung nicht messen, doch wenn der Schwabe mit Stolz seinen FRIEDRICH SCHILLER nennt, so darf der Hohenloher kecklich auf GOETHE weisen, denn von GOETHES Mutter her, von der er die «Frohnatur und Lust zu fabulieren» hat, rann hohenlohisches Blut in seinen Adern. Auch heute kann man bei Familienfesten und sonstigen Anlässen beobachten, daß die Poesie im Hohenloher Land nicht ausgestorben ist, immer wieder werden selbstverfaßte, reizende Gelegenheitsgedichte zum Vortrag gebracht.

Einer dieser hohenlohischen Volksdichter, dessen Gedichte 1886 in der Rückert'schen Buchdruckerei in Gerabronn veröffentlicht wurden, ist CHRISTOPH HUBMANN. Am 2. Februar 1834 ist er in Hürden geboren. Wo liegt Hürden? In seiner humorvollen Art gibt HUBMANN selbst Auskunft darüber: «Auf der buckligen Welt Erden, in dem streitsüchtigen Europa, in dem nie einigen Kaisertum Deutschland, in dem ungeheuren Königreich Württemberg, in dem wenig bekannten Oberamt Gerabronn, in der Schultheißerei Bächlingen liegt die große weltberühmte Stadt Hürden. Mit vielen Sehenswürdigkeiten: Schlechte Wege, hohe Berge, große unbrauchbare Steine, lumpige Brücken, kleine Weinfässer und große leere Geldsäck.»

Längst ist CHRISTOPH HUBMANN vergessen, nur die Ältesten der Gemeinde können sich noch an ihn erinnern. Vergilbt ist das Büchlein, das etwa 100 seiner Gedichte enthält. In der Mühle zu Hürden stand seine Wiege, und das Rauschen der Jagst

und des Mühlrades war sein Wiegengesang. So gilt auch sein erstes Gedicht dem heimatlichen Fluß, der «Jaxt»:

*Freundlich wo die Jaxt die blauen
Wellen durch die Wiesenauen
Zu mir in mein Mühlrad rollt.
Von der Höh die alten grauen
Schlösser in die Tiefe schauen
Leuchtend in der Sonne Gold.*

Hier in dem grünen Wiesental, das er so oft besungen, hat er Kindheit und Jugend erlebt, hier arbeitete er als tüchtiger Müller in seines Vaters Mühle, in der Freizeit kann er sich, ein begeisterter Jäger, nichts Schöneres denken als in den nahen Wäldern auf die Jagd zu gehen. Vermutlich ist HUBMANN in die Langenburger Lateinschule gegangen, denn seine Gedichte zeugen von einem sehr guten Allgemeinwissen. So z. B. läßt er in einem Gedicht über den Schloßgarten von Weikersheim sämtliche Götter und Göttinnen aufmarschieren. Späterhin hat er noch eine Ausbildung in Hohenheim genossen, ist aber nach dem dortigen Studium wieder in die väterliche Mühle zurückgekehrt. Dem jungen CHRISTOPH träumte wohl einmal von einer anderen Laufbahn, denn er war ein begabter, kluger Kopf. In seinem Gedicht «Resignation» spricht er davon, «wie gerne er im Kreis der Schüler seinen Geist weitergebildet» hätte, da es ihm aber anders beschieden, findet er sich ab und preist als heiter-zufriedener Mensch das «Müllerleben».

Freilich, wenn die harte Arbeit am Werktag in der Mühle zu Ende geht, da legt er seine Hände nicht feiernd in den Schoß, sondern greift zum Federkiel und verbringt dichtend die Nächte beim Kerzenschein unten in der Mühle. «Ein freier Geist, der sehnend in dem Staube die Freiheit wiedersucht.» Er sagt selbst: «Was einer Liebenden ein schöner Brief vom entfernten treuen Geliebten ist, was einem Kinde ein Weihnachtsbaum, was Frauen die Blumen sind – das ist mir die Poesie.»

Was besingt CHRISTOPH HUBMANN in seinen Liedern und Gedichten? Die harmlosen Freuden der Jugend, den Tanz, das Jagdglück, die Bande der Freundschaft und die erste selige Liebe. Auf der heiteren Ebene liegen seine köstlichen «Mooswiesen-Erinnerungen», «der Most von 1851 und seine Wirkungen», eine kleine humorvolle Ballade ist der «Geisterspuk», in welcher ein Krämer, der

sieben Schoppen Wein genossen, bei Kocherstetten eine Geistererscheinung hatte. Aber auch ernstere Töne schlägt er auf seiner Leier an. Er bedenkt am Jahreswechsel Vergangenheit und Zukunft, er trauert seiner verstorbenen Schwester nach und widmet der ihm noch verbliebenen Schwester KAROLINE ein Gedicht brüderlicher Zuneigung, doch immer wieder ist die Natur Inhalt seiner Dichtung. Gläubig staunend steht er vor dem «Himmelsbogen», vor der Schöpfung und ihrer Weltsysteme. Er hat eine seltene Beobachtungsgabe:

*Es lechzen die Fluren, die Menschen verdüstern,
Die Sonne schießt senkrecht die sengende Glut.
Jetzt braunen die Ähren und reifen mit Knistern,
Stillschweigen die Weste, des Zephirs Hauch ruht.*

Längst ist HUBMANN verheiratet und nennt eine stattliche Kinderschar sein eigen, da lockt ihn der Geist der Freiheit, die ihn immer schon beflügelt hat, in das ferne Amerika, in die «Neue Welt». Freilich, die «Stunde der Entscheidung» ist schwer, er liebt sein Heimattal, den Fluß und die alte Mühle:

*In früher Morgenstunde zur allerschönsten Zeit,
Da wo der Mai die Blüten auf dunklen Teppich streut,
Da ging ein Wanderer sinnend auf menschenleerem Pfad,
Dem hohen Ziel entgegen vom heimischen Gestad.*

Zum letztenmal steigt er auf den «Katzenstein», auf die versunkene Burg oberhalb Hürden. Lange sitzt er dort sinnend, da flüstert eine Stimme: «Zieh fort in fremdes Land.» Nun ist der Entschluß gefaßt, er wird die traute Heimat verlassen, wo er als Mann manchen Streit auszustehen hatte:

*Fahr wohl, geliebte Heimat,
Wo er gejauchzt und litt.
Das Böse ist vergessen,
Das Gute nimmt er mit.*

Im nächsten Lied klingt sein Aufruf zum Wandern wie eine Fanfare:

*Auf Schwabe, Franke fasse Mut,
Verlaß dein Heim, Werkstatt und Gut.
Zieh hin, bedrängter Mittelstand,
Amerika ist bessres Land.*

Und weiter:

*Was helfen uns der Waffen Zahl,
sie sind Europas Last und Qual.
Wer für die Freiheit streiten kann,
der ist auch dort ein freier Mann.*

Er liebte seine Heimat bis zum äußersten, aber die bedrängten Verhältnisse des letzten Jahrhunderts in den damals übervölkerten Dörfern und Weilern zwangen zur Auswanderung nach Amerika. «Frei ein Mann in freien Staaten, frei auf freiem Gut zu sein» – das war CHRISTOPH HUBMANNS Ziel. Er hat das Ziel erreicht durch seine Tüchtigkeit, er hat die harten Anfangsjahre überstanden und drüben am Weißbärsee nennt er eine Farm sein eigen und ist zu Wohlstand gekommen. Sein Herz hängt an der neuen Heimat, die schön und gewaltig ist, und doch spricht aus seinem kleinen Gedicht «Vaterlandsiebe» das große Sehnen:

*Ich möchte Wellen teilen,
auf Schiffen möcht ich gehn,
auf Eisenbahnen eilen.
Dich möcht ich wieder sehn!*

Es ward ihm nie mehr vergönnt, sein Heimathaus wiederzusehen. Nur noch «im Geiste» sieht er das Tal der Jagst ständig vor sich. In der «Vorrede» zu seinem Büchlein schreibt HUBMANN: «Sollten die Gedichte später in Hände kommen, die uns nicht mehr kennen und lieben, so bitte ich um Nachsicht, da ich kein Gelehrter, sondern ein heiterer, aufgeweckter Müller war.» Wir haben keine Nachsicht zu üben, sondern wir freuen uns, daß der Zufall den unscheinbaren Gedichtband dieses heiteren und doch tiefveranlagten hohenlohischen Müllers uns in die Hände gespielt hat, den bis zu seinem Tode die tiefe Liebe zu seiner Hohenloher Heimat beselte.

Denn auch in Amerika entsagt er nicht der Poesie. In den Blättern des Evangelischen «Heimatgrußes» seiner Muttergemeinde findet sich ein Gedicht aus der neuen Heimat, das erschütternd den Zwiespalt aufzeigt zwischen geliebter alter und erkämpfter neuer Heimat: Im Geist sieht er sein heimatliches Jagsttal, von der Abendsonne vergoldet, Morstein und Langenburg, doch schon wieder wird er «frei vom Traum» und steht am Waldessaum in seiner neuen Heimat am Weißbärsee, den Abendstern begrüßend, der hier wie dort am Himmel aufgeht:

*Also liegen tief im Herzen
Wie der Stern es widerscheint
Zweier Heimat Freud und Schmerzen
Liebevoll in mir vereint.*

Institutionen öffentlichen Charakters stehen im Blickfeld der Allgemeinheit. Zustimmung und Ablehnung begleiten ihre Tätigkeit und dies um so mehr, je verantwortlicher ihre Aufgabe, je sichtbarer für alle ihre Stellung ist. Dies trifft in besonderem Maße auf den Landtag zu. Seine Aktionen, die Gesetze, aber auch sein Weg zur Tat, die Sitzungen, werden von vielen prüfenden Blicken begleitet. Da bleibt es nicht bei der mündlichen Äußerung, wenn sich das Rechtsgefühl des Bürgers verletzt glaubt, wenn die Betrachter ihre Auffassung über politische Notwendigkeiten nicht bestätigt finden, ihr Glaube an die staatserhaltende Sparsamkeit anscheinend – oder auch tatsächlich – enttäuscht wird. Es regen sich die Federn, und spontan präsentiert das Volk seinen Vertretern seine Ansicht über rechtes Handeln.

Was dergestalt aus der Situation heraus entsteht, ist in vielfacher Hinsicht aufschlußreich. Denn wenn auch beide Seiten, der anschreibende Bürger wie der angeredete Landtag, ein Geschehen gleichzeitig erleben, so ist doch ihr Verhältnis zu dem Geschehen auf begriffliche Weise verschieden. Die Volksvertretung ist mit der Verantwortung für das Ganze beladen, der einfache Bürger dagegen spricht nur für sich selbst. Das Fehlen jener Verantwortung ermöglicht ihm ein impulsives, meist höchst ergötzliches, egoistisches Frisch-von-der-Leber-Schreiben, der Landtag aber ist gehalten zu prüfen, was an ihn herangetragen wird. Oft genug wird er Anschreiben als zu leicht befinden und jener Rubrik zuteilen, die, in keinem offiziellen Registraturschema aufgeführt, dennoch existiert und unter dem Titel «Kuriosa» dem strengen Ernst des Aktenplanes einen heiteren Schnörkel aufsetzt.

Von der Sammlung derartiger Kuriosa, die von den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts, der Zeit des jungen Königreichs, bis ans Ende der Weimarer Republik reicht, soll hier die Rede sein. Bei «Quellen» dieser Art darf man keine Vollständigkeit erwarten, auch ist ihr Umfang hinsichtlich des zeitlichen Vorkommens sehr ungleichmäßig. Trotz ihrer Kuriosität, der hier die Zügel freigelassen werden sollen, besitzen sie einen gewissen geschichtlichen Aussagewert. Daß es bei einigen Eingaben uns Späteren «kurios» erscheint, sie unter den «Kuriosa» zu finden, erweist, wie auch hier das Gesetz der Geschichte waltet: der fortgesetzte Wandel der Werte im Strom der Zeit.

Beginnen wir mit den rührend unbeholfenen Ver-

sen eines Reutlinger Bürgers, der den Landtag als den «Glückes Stern» preist, der über Württemberg aufgegangen ist und ihm zum Jahreswechsel 1821 zuruft:

«Die Saat ist gediehen und endlich gereift,
Die Früchte beweisen, bis jetzt, dieß alles – schon weit.

Dank! sey nun dem König und Ständen gesagt,
Gesundheit, Glück, Segen begleite ihn und sie
bis ans ruhige Grab.»

Den politischen Lyriker mit einem kleinen skeptischen Unterton drängt die rauhe Nüchternheit zur Seite. Im Namen altererbter schwäbischer Tugenden, der Sparsamkeit und des selbständigen politischen Denkens fordert man den Landtag zu «Anstand und Sauberkeit in Politik und Finanzgebaren» auf. Und während ein Bürger seine Eingabe beschließt: «Hier soll meine Namensunterschrift stehen welche aber erscheint sobald unser guter Landesherr mit dem Volk und das Volk mit dem Landesherr vollkommen zufrieden ist» (ob es dem Einsender jemals möglich wurde, unter dieser Bedingung seine Unterschrift zu leisten, verschweigen die Quellen) fragt ein anderer, das Verhalten der Abgeordneten tadelnd, «ist denn der Saal der Abgeordneten kammer ein Taubenschlag, wo man nach Belieben aus und einfliegt?»

Der so gerügte Landtag, dem zur Eröffnung im Januar 1833 «eine Pariser Uhr von vergoldeter Bronze mit einer Schäferin, welche 14 Tage geht und Stunden und $\frac{1}{2}$ Stunden schlägt» übersandt wurde, fand sicherlich seine Selbstachtung wieder, als er sich mit den brüderlichen Worten angesprochen fand: «Ihr Geliebte Herren in Stuttgart? oder Statt Babilon! währe es Euch erwünscht? dieses Gericht Luthers anzunehmen? . . . Ich ermahne Euch mit ernstem Wort! seit brünstig in der Liebe . . .» Der Anruf scheint leider ohne Erfolg geblieben zu sein. Denn als sich ein Stuttgarter Bürger «an die saemtliche Hochverehrte Mitglieder des . . . Landstandes» wandte und unter Hinweis auf seine «Schüchternheit, mit der von jeher sein Charakter bezeichnet war», um Abschreibearbeit bat, erhielt er keine Antwort. Sollten wohl die «sechs-und-führtstiegs-Bittschriften» eines «allerunderthänigst Kriechenden» bereits vorher die Geduld der Volksvertretung erschöpft haben?

Das im allgemeinen friedliche 19. Jahrhundert sah die sich zunächst langsam vollziehende Umwandlung des Bürgers als Untertan zum politisch den-

kenden Staatsbürger, eine Entwicklung, die im 20. Jahrhundert in immer schnellerem Tempo und wachsendem Umfang fort dauerte.

Dies erweisen auch die Kuriosa, wobei erwähnt sei, daß die mit Recht als solche bezeichneten Eingaben von Verrückten ihren Charakter ändern. An die Stelle religiöser Wahnvorstellung tritt nun ein säkularisierter, oftmals auch politischer Wahn und zugleich, wie Sumpflüthen hervorschießend, erscheinen Hochstapler politischer und krimineller Art. Wieder, wie schon im 19. Jahrhundert, eröffnet im 20. Jahrhundert ein «Dichter» den jetzt immer zahlreicher werdenden Eingabenreigen. Künftiges Unheil ahnend, bricht er, 1913, in die Strophen aus: «in der Kammer wird es dunkel, schwarz gehüllt der Geister Herz, in der Kammer geht's ans Munkeln. Drauß' im Lande ist es schwarz . . . und endet:

mehr Worte will ich nicht finden denn man ist am schlafen ein, weiter lassen sie sich finden, wenn folgen tut noch größere Pein, dan will ich mein Schwert wohl schwingen, hauen darauf lustig ein werd fürwahr ein Dichter sein.»

Der Ausbruch des ersten Weltkrieges, für den Einsender die Gelegenheit Dichter zu werden, trat schon im nächsten Jahr ein. Auch für die Landtagsvertreter wurden die Zeiten schwerer, als sie von einem badischen Ausländer, wegen Ablehnung seiner Eingabe, als «Gauner, Lumpen und Schurken . . . als verfluchte Jesuiten» bezeichnet wurden.

Tröstend mag es für die Volksvertretung gewesen sein, daß 1917 noch «ein Volksfreund» auftrat, der in sich «die heilige Pflicht» verspürte, Abwehrmaßnahmen gegen die Gefahr der Erblindung vorzuschlagen, die «für die kommenden Geschlechter . . . insbesondere auch für die Wehrkraft des Volkes das Schlimmste zu befürchten» gab. Sein Vorschlag: «. . . für Drucksachen, insbesondere für die Tageszeitungen einen größeren deutlichen Druck vorzuschreiben, widrigenfalls sie verboten werden» sollten. Daß der Landtag den heute zur Wirklichkeit gewordenen Vorschlag eines anderen Bürgers zur Errichtung einer «internationalen Polizei» ablehnte, sei ihm angesichts der weiteren Zusätze – «Errichtung einer Erdverwaltung», Mithilfe an einer «Gehirnarbeitslehre» – verziehen. Möglicherweise hat er sich aber einer Unterlassungssünde von geschichtlicher Tragweite schuldig gemacht, als er die Ausführungen zur Kriegführung ad acta curiosa legte wonach jeder Heerführer seine Kriegsaufgabe dann am besten erfülle, «wenn er jedem ihm für die zur Verfügung stehenden Soldaten die Aufstellung nehmen läßt, welche ihrer Erfüllung am besten dient.»

Aus dem Verlust des Krieges und durch den fol-

genden Zusammenbruch erwachsen vielfältige schwerste materielle und politische Belastungen. Den Parlamenten des Reiches und der Länder stellten sich kaum lösbare Probleme. Die verworrene Zeit spiegelt sich getreu in den Zuschriften wieder. Die Kriegsschuldfrage z. B. meint ein Schreiber 1921 mit einem 15strophigen «Bruderlied vom Weltkriegsursprung», zu singen nach der Weise «Stimmt an mit hellem frohem Sang», lösen zu können, das gespickt ist mit Anspielungen auf die Beratungen der allstaatlichen Freimaurerkongresse 1889 und 1900. Ein anderer möchte sein Württemberg aus der Nachkriegsmisere, in die es der Reichstag, die «deutsche Fabrik für Gesetzgebung» hinführte, durch den Vorschlag retten, «wenigstens Württemberg in eine amerikanische Kolonie umzuwandeln». Seiner Toleranz in Rassefragen stellt er das schönste Zeugnis aus, wenn er fordert, «daß importierte Neger zu Oberregierungsräten ernannt werden, zur Preisprüfung der bei uns wachsenden Produkte». Nicht mehr abreißend ist die Serie der Gravamina über die Rechtsprechung, die sich in einem Zustand befände, «daß ein afrikanischer Neger . . . sie zurückweisen würde». Für die wirtschaftliche Notlage werden die als «Vaulenzer» angesprochenen Volksvertreter verantwortlich gemacht. Beschwörend ruft eine weibliche Stimme «Haltet ein mit Eurem Steuersegen, die Saiten sind gespannt genug . . .», die ihrer politischen Einstellung – nachdem sie «in dem Hauch der Natur Anschluß gefunden» hatte – lyrischen Ausdruck gab: «Schwarz, Rot weht die Fahne des Schwabenlands In dir hab ich die heilige Demokratie erkannt.»

Partikularistische Tendenzen treten auf, beispielsweise bei jenem Schreiber, der, gegen den Beamtenabbau protestierend, Preußen als Ursache dieser Maßnahmen ansieht und erklärt, daß Württemberg «keinen Stolz» habe und «in großen Sachen . . . Preußen wie ein gehorsames Hündlein nachlaufe». Dadurch aber habe es seine Eigenständigkeit preisgegeben, die es unbedingt durch eine Trennung von Preußen wieder erlangen müsse.

Daß die Anhänger der Monarchie durch die Revolution nicht ausgerottet waren, zeigt die Eingabe eines Deutschamerikaners, der höchst drastisch und voll aristophanischer Derbheit dem Landtag in Form eines politischen Kollegs die Leviten liest. «Videant consules!» beginnt grollend seine Eingabe, in der die Rückkehr alter Zustände gefordert wird, «Ihr mögt mich . . . als rückschrittlichen Umstürzler hassen und Eure Sicherheitsorgane nach mir aussenden aus Angst für Eure republikanischen Bäuche und Hängekinne . . . ich werde Euren Haß als Zierde auf meinem Hute tragen. Ihr schriert

nach dem Paradies, nach Befreiung aus der Lohnknechtschaft . . . Der Dollar schwingt seine stählerne Geißel über Euch, weil ihr . . . dem «Heiland» der Welt, dem Allerweltsmaul Wilson vertraut habt, Ihr Ideologen . . . Ihr Allerweltsgescheidle, vom Herrgöttle von Biberach gar nicht zu reden, denn der Schulmeister Erzberger hätte Euch ruhig regieren dürfen . . . der Tatzenstecken seines guten Gedächtnisses hätte Euch Preußennachläufern gar nichts geschadet . . . Ihr Rindvieher, nimmt man auch Anleihen bei seinen eigenen Gedärmen auf, wenn man Kohldampf hat?! Am liebsten wäre es Euch Herren Abgeordnete, wenn es eine Stuttgarter Räterepublik gäbe . . . Ihr blinden Dulder der Kinopest, Ihr Verherrlicher von Sauen wie Hauptmann Sudermann, Wedekind. Tolerant seid Ihr gegen alles Geschmeiß und allen Sch(eiß)dreck, gegen Huren und Zuhälter, Ihr würdet am liebsten gleich ein pomadiges Flitscherl auf den Altar des Ulmer Münsters erheben wie weiland Eure confratres Jakobinenses in Notre Dame getan . . . Glaubte ihr denn in Amerika . . . da nehme man Euch ernst, Ihr winselnden Affen?!, einen solchen Saustall wie Deutschland, auch dem Südlichen, habe ich doch noch nirgends getroffen. Von den Preußen will ich gar nichts sagen, die haben eine zu kurze Kulturperiode hinter sich um für vollwertige Menschen angesehen werden zu können. Aber bei Euch Schwaben habe ich doch etwas mehr Stolz und weniger Hosensch(eiß)erei erwartet . . .»

Diese deutsch-amerikanische Gardinenpredigt, in schwäbischer Bildkraft verfaßt, war aber nur der Auftakt, denn jetzt wurde der politische Untergrund lebendig, die Extremisten. «Lauheit, Faulheit, Unverantwortlichkeit . . . Interesselosigkeit» wirft ein reicher Nationalkommunist den Volksvertretern vor. «Geht, geht . . . sonst wenn Ihr nicht geht, werdet Ihr fliegen müssen. Diese Stunde ist nahe . . . Deutsche Napoleone gehen umher», donnert er den Landtag mit einem Unterton voll Irrsinns an, in dem sein «fanatischer Wille schwingt», den er mit einem gewissen, von ihm angesprochenen Herrn Hitler gemeinsam hatte. Auch dessen schreibende Sbirren waren nicht untätig. Es zeugte – einstmals – von vernünftiger Überlegung, wenn die Volksvertreter die Zeitungsglosse eines Nazis über seinen Landtagsbesuch, überschrieben «in Schönheit und Würde», zu den Kuriosa legen ließen. Was anderes als kurios sollte es sein, wenn der braune Parteigenosse «geknickt und mit gebrochenem Herzen . . . sinnend das Gebäude des Land-«tages» verließ. Im Innersten den Gedanken «Du Haus der Unzucht (der politischen natürlich!) sei verflucht»! Man stellte diese Äußerungen neben harmlose Be-

schwerden, oder Aufrufe wie z. B. «Ich N. N., Imperator von der Welt, Herr der Paradiese, Lazarette und Welten, Ältester der Welten und Feuerbefehler . . . ersuche meine Würdeangelegenheiten lassen zu wollen», und kein politischer denkender Zeitgenosse hätte anders gehandelt.

Aber daneben blühte auch die reine Satire. Der neue Staat hatte zur Dokumentation seiner Eigenständigkeit ein neues Wappen geschaffen, dessen republikanischer, von allen monarchischen Attributen der Heraldik gereinigter Charakter von den Volksvertretern eingehend dargelegt wurde. Den fertigen Entwurf traf die «untertänigste Bitte des Kunstmalers F. Schmälzle». Sie sei nicht vorzuenthalten: «Das neue Wappen steht auf einem zweifarbigem hoffähigen Parkettboden. Für die halbverhungerten Hirsche rechts und links davon sind Läufer gelegt, damit sie nicht umfallen. Das ist nötig, denn einen Vorderlauf haben sie schon verloren und ein Hinterlauf ist zweimal rechtwinklich gebrochen und wird nicht mehr lange halten, obwohl der mittlere Teil dieses Laufes in der stabilen Form einer Zigarrenkiste gewachsen ist. Der andere Hinterlauf der Hirsche zeigt zwar im zweiten Gelenk erhebliche Gichtknoten als Verstärkung, dafür leidet aber der sonst so nahrhafte Schlegel an Fleisch- und Muskelschwund. Das Rückenende ist durch einen Bonbon bezeichnet, wie ihn Hanswürste als Köpfe zu tragen pflegen. Wenig über dieser Zierde findet sich ein Tailleneinschnitt von eleganter Façon – ein Gegenstand des Neides für wohlgeratene Kriegsgewinnler . . . Der Hals beweist, daß eine durch den Wollmangel praktisch gewordene Kreuzung von Hirsch und Schaf erfolgreich versucht wurde; die rundumgehende reiche Mähne wohlondulierter Wolle kann in ihrer Schönheit jedem Damenfriseur als Muster dienen.

Die beiden Felder mit den kubistisch übergeschnappten Nesenbach-Wellen vollenden die Gesamtentwicklung des Wappenbildes – es muß jedem Besucher seekrank werden bis zur befreienden Explosion – was ich – in tiefster Ehrfurcht – zu verhüten bitte.»

Verdanken wir es Herrn Schmälzle, daß jener Entwurf nicht ausgeführt wurde?! Mittlerweile hat auch dieses Wappen sich geändert. Zu dem kräftigen württembergischen Hirsch gesellte sich der dämonische badische Greif, aber der Weg dahin war bitter, und nicht nur die Scherben des hier beschriebenen, 1933 zertrümmerten Zerrspiegels, säumen seinen Rand. Mögen künftige Generationen humorvoller Registratoren Gelegenheit haben, die bescheidenen aber nicht unwichtigen Zeichen der Freiheit zu sammeln, die Kuriosa.

Der klassisch-romantische Witthoh

Wolfgang Irtzenkauf

Klassisch-romantischer Witthoh? Entlang der ehemaligen Landesgrenze gegen Baden erhebt sich der flachgewölbte Rücken des Witthoh, der mit seinen 860 Metern über Meereshöhe eine der schönsten Aussichten des Alpenvorlandes überhaupt gewährt: zum Greifen nahe der Hegau, dahinter die meist durch leichten Dunst angedeutete Silhouette des Bodensees und – wenn man Glück hat – in der Ferne die Alpenkette. Kein Wunder, daß hier besonders am Wochenende reger Ausflugsverkehr herrscht. Nicht nur die Tuttlinger, sondern auch die Bewohner aus dem nahen Hegau und dem Land um die junge Donau zieht es immer wieder hinauf nach Windegg, wie der dazugehörige kleine Weiler heißt.

Wie so oft steht auch hier der Name GOETHES, hat er doch als erster «Laut» gegeben von dieser herrlichen Stelle. Am 17. September 1797 war er im Begriff, zum drittenmal in seinem Leben in die Schweiz zu reisen. Man hatte im Tuttlinger Gasthof «Hecht» genächtigt, nachdem man tags zuvor für die Strecke von Tübingen nach Tuttlingen nicht weniger als 16½ Stunden gebraucht hatte. Kein Wunder, daß die Exzellenz an diesem Morgen besonders schwer aus dem behaglichen Gasthofbett fand. Noch ein kurzer Spaziergang zur Donau, dann begann die Weiterfahrt nach Schaffhausen.

«Hinter Tuttlingen geht es gleich anhaltend bergauf; man trifft wieder Kalkstein mit Versteinerungen. Der Nebel sank in das Donautal, das wie ein großer See, wie eine überschnittene Fläche aussah, indem die Masse ganz horizontal und mit fast unmerklichen Erhöhungen niedersank. Oben war der Himmel völlig rein. Man steigt so hoch, daß man mit dem Rücken der sämtlichen Kalkgebirge, zwischen denen man bisher durchfuhr, beinahe gleich zu sein scheint. Die Donau kommt vom Abend hergeflossen, man sieht weit in ihr Tal hinauf, und wie es von beiden Seiten eingeschlossen ist, so begreift man, wie ihr Wasser weder südwärts nach dem Rhein, noch nordwärts nach dem Neckar fallen könne. Man sieht auch ganz hinten im Grunde des Donautals die Berge quer liegen, die sich an der rechten Seite des Rheins bei Freiburg hinziehen und den Fall der Wasser nach Abend gegen den Rhein zu verhindern.»

GOETHE folgte hier einer uralten Verkehrsstraße, die früher einmal die Schweizer Straße hieß, während sie die Schweizer die Cannstatter Straße nannten, ein deutlicher Beweis, daß diese Straße das alte

Herzogtum Württemberg, zu dem Tuttlingen ja gehörte, mit der Schweiz verband.

GOETHE gibt uns keinen Einblick in die Beschaffenheit dieses Verkehrsweges, der hier stellenweise sehr steile Erhebungen zu bewältigen hatte, wofür zwölf Pferde meistens nicht genügten. Dafür notierte er alle Ausblicke: zunächst ins Donautal und hinüber zu den aufragenden Bergkämmen der Südwestalb um Dreifaltigkeitsberg und Klippeneck, dann zum Bergriegel des hohen Schwarzwaldes, der von hier aus als flache Abdachung erscheint.

Niemand, der damals wie heute die Straße befährt oder begeht, kann ahnen, was ihn schließlich auf der Höhe, dem Witthoh selber, erwartet. GOETHE widmet zunächst einen Satz der Landwirtschaft dieses Gebietes: «Die neue Saat des Dinkels stand schon sehr schön. Man sät hier früh, weil es auf den Höhen zeitig einwintert.» Dann fährt er, ohne Übergang, fort: «Es tut sich die Aussicht auf, links nach dem Bodensee und nach den Bergen von Graubünden, vorwärts nach Hohentwiel, Thayngen und dem Fürstenbergischen. Man hat das Donautal nunmehr rechts und sieht jenseits desselben die Schlucht, durch die man heruntergekommen.»

Hier auf der Witthoh-Höhe hätte GOETHE, wäre er nicht so eilig gewesen, so manche historische Besonderheit entdecken können. Greifbar vor seinen Augen lag das damals noch erhaltene Kloster im Brunntal, von dem heute die Brunnenkapelle ein letztes Zeugnis einstiger Klosterherrlichkeit gibt. Er hätte sich den Pestkreuzen bei dem nahen Emmingen zuwenden können, jener merkwürdigen Gruppe von alten Eichenkreuzen aus dem Dreißigjährigen Krieg, die in Form des Kalvarienberges ein Pestwarnmal darstellen. Doch GOETHES Wagen fuhr auf der Hochfläche weiter gen Hattingen zu.

«Die Straße wendet sich gegen Abend. Nachdem man lange kein Dorf gesehen, sieht man in einem breiten, fruchtbaren Tal, dessen Wasser dem kleineren Bodensee zufallen, Haltingen liegen, einen Ort, zu dem man sich dann auch südwärts wieder hinunterwendet.»

Hier muß der Geologe und der Geograph die Beschreibung unterbrechen, denn GOETHE irrt hier. Das übrigens namenlose Tälchen ist eines der Trockentäler des Hegaus, dessen Wasser, wenn überhaupt das Bachbett einmal solches führt, nicht nach dem kleineren Bodensee zueilt, sondern etwa zwei Kilometer südlich von Hattingen – GOETHE schreibt übrigens Haltingen – versickert und wie

die Wasser der Donauversickerung in der Aachquelle wieder nachgewiesen werden kann. Und nun faßt GOETHE alle Eindrücke noch einmal in den lapidaren Sätzen zusammen:

«Die Aussicht ist sehr interessant und vorschweizerisch. Hinten charakteristische, mit Wald bewachsene Berge, an deren sanfteren Abhängen Fruchtbau sich zeigt, dann im Mittelgrunde lange über Hügel und Täler sich erstreckende Waldungen, zunächst wieder wohlgebautes Feld. Hier, so wie schon drüben an der Donau, sieht man viele abgerundete Geschiebe, aber alles Kalk wie die Felsen selbst. Man denkt sich, wie durch die ehemaligen Brandungen, Meerströme und Strudel die losgewordenen Teile der Gebirge an ihrem Fuße abgerundet worden.»

GOETHE ist hier eine großartige geologische Erkenntnis gekommen, Jahrzehnte vor QUENSTEDTS Juraforschungen. Er spricht von Brandungen, Meerströmen und Strudeln. Ohne es mit diesem Namen auszusprechen, hat der Dichter das Jurameer gleichsam im Vorbeieilen entdeckt, das gerade südlich von Hattingen noch an vielen Stellen durch Aufschlüsse in Steinbrüchen zu belegen ist. Heute wissen die Geologen, daß durch die Auffaltung der Alpen und durch den dadurch hervorgerufenen Druck sich die Albtafel um 890 bis 900 Meter gehoben und dadurch die Talbildung ermöglicht hat.

Kein Wort jedoch hat GOETHE für die geographischen Bezeichnungen der Landschaft übrig, ebenso wenig wie für deren historische Namen. Er hätte vom Linzgau reden können, das Wort «Hegau» vermißt man, ja nicht einmal die uralten Begriffe «Baar» und Schwarzwald werden erwähnt.

Und weiter ging es, hinunter nach Engen und dann nach Schaffhausen. Eine Woche später faßte GOETHE seine Eindrücke in einem Brief an SCHILLER in folgenden Sätzen zusammen: «Den 17ten von Tuttlingen auf Schaffhausen. Bei dem schönsten Wetter, fast durchgängig die interessanteste Gegend. Ich fuhr von Tuttlingen um 7 Uhr bei starkem Nebel ab, aber auf der Höhe fanden wir den reinsten Himmel, und der Nebel lag horizontal im Donautal. Indem man die Höhe befährt, welche die Rhein- und Donauregion trennt, hat man eine bedeutende Aussicht, sowohl rück- als seitwärts, indem man das Donautal bis Donaueschingen und weiter überschaut. Besonders aber ist vorwärts der Anblick herrlich. Man sieht den Bodensee und die Graubündener Gebirge in der Ferne, näher Hohentwiel und einige charakteristische Basaltfelsen. Man fährt durch waldige Hügel und Täler bis Engen, darauf kommt man an Hohentwiel und die anderen Berge, die man erst von ferne sah, vorbei und gelangt

endlich in das wohlgebaute und reinliche Schweizerland. Vor Schaffhausen wird alles zum Garten.»

Bleibt nur noch hinzuzufügen, daß der Adressat dieses Briefes, FRIEDRICH SCHILLER, als geborener Altwürttemberger diese Gegend niemals gesehen hat. GOETHE hat ihm von der südlichsten Grenze des Landes seine Heimat und sein Vaterland beschrieben.

Genau dreieinhalb Jahre später durchfuhr ein anderer Schweiz-Reisender diese Gegend. Er war – ohne es übrigens zu wissen – auf den Spuren GOETHES. Einst war er der berühmteste Jugendfreund GOETHES in Straßburg gewesen und hatte sich dadurch seinen Einzug in die Literaturgeschichte errungen. Es war HEINRICH JUNG, der sich JUNG-STILLING nannte, übrigens kein Literat, sondern Augenarzt, später Professor der Ökonomie-, Finanz- und Kameralwissenschaften. «Auf dem Wege von Tuttlingen nach Schaffhausen, wenn man nämlich über die Höhe fährt, gibt es einen Ort, von dem man eine Aussicht hat, die für einen Deutschen, der noch nie in der Schweiz war und Sinn für so etwas hat, erstaunlich ist. Man fährt von Tuttlingen aus allmählich die Höhe hinan und über diese hinaus bis vorn auf die Spitze. Hier hat man folgenden Ausblick: linker Hand gegen Südosten, etwa eine Stunde in gerader Linie, steht der Riesenfels mit seiner nunmehr zerstörten Ruine Hohentwiel, und rechter Hand gegen Südwesten, ungefähr in derselben Entfernung, trotz einem sein Bruder, ein ebenso hoher und starker Riese, mit seiner ebenfalls zerstörten Feste Hohenstaufen – der Postillon sagte: der hohe Stoffel – entgegen.»

«Zwischen diesen beiden Seitenposten zeigt sich nun folgende Landschaft: links, längs dem Hohentwiel hin, etwa drei Meilen weit, glänzt einem der Bodensee, weit und breit wie schmelzend Silber, entgegen, an der Südseite desselben übersieht man das paradiesische Thurgau und jenseits die Graubündner Alpen, mehr rechts den Kanton Appenzell mit seinen Schneebergen, den Kanton Glarus mit seinen Riesenbergen, besonders den über alle emporragenden Glärnisch; der hohe Säntis mit den sieben zackigen Kurfürsten liegt mehr östlich. So sieht man die ganze Reihe der Schneeberge bis in den Kanton Bern hinein, und man überblickt einen großen Teil der Schweiz. Wenn man die ganze Alpenkette längs dem Horizont hin liegen sieht, so kommt sie einem wie eine große Säge vor, mit der man den Planeten spalten könnte.»

Diese Schilderung unterscheidet sich von der GOETHES in den meisten Punkten. JUNG-STILLING gibt ein Panorama, das einem damaligen Reiseführer wohl angestanden hätte. Vor dem Leser seiner Er-

innerungen, in denen sich diese Stelle findet, ersteht ein lebendiges Bild der Hegauberge, des Bodensees, des Alpenvorlands mit den Kantonsbezeichnungen und der Alpensicht selbst. GOETHE hatte vielleicht an jenem 17. September 1797 keine so gute Aussicht, denn nur an klaren Tagen ist das sichtbar, was JUNG-STILLING an einem März-Tag des Jahres 1801 sehen und beschreiben konnte.

Für den mehr nach der romantischen Seite neigenden JUNG-STILLING ist diese Aussicht erstaunlich, er saugt gewissermaßen das Panorama in sich auf, ihm sagen die geologischen Phänomene, die GOETHE so eindrücklich beobachtet hat, überhaupt nichts, weil er sich ganz dem Gefühl und dem Eindruck der Landschaft hingibt. Gegenüber den naturwissenschaftlichen Einblicken des Dichters ist die Bilanz

JUNG-STILLINGS ganz gefühlsdiktirt: «Wenn man die ganze Alpenkette längs dem Horizont hin liegen sieht, so kommt sie einem wie eine große Säge vor, mit der man den Planeten spalten könnte.»

Diese Sentenz wäre dem Olympier GOETHE nie unterlaufen, weil er die Spaltung des Planeten trotz allen dichterischen Überschwangs nie mit der großen Säge der Alpen geschaut hätte. So wird hier deutlich, wie in derselben Zeit – beide Schilderungen sind ja nicht mehr als dreieinhalb Jahre voneinander entfernt – verschiedenste Sichtweisen aus demselben Erlebnis sich ergeben. Einmal ist es das klassische Auge, das später die Feder führt, das andere Mal das romantische, in beiden Fällen aber ist es der Lobpreis des klassisch-romantischen Witthoh, den die Reisenden anstimmen.

Die Verfasser des Heftes 1971/2

- Willy Baur, 7450 Hechingen, Schloßplatz 1
Prof. Dr. Helmut Dölker, 7300 Esslingen-Hegensberg, Hegensberger Straße 118
Msgr. Erich Endrich, 7952 Bad Buchau
Gerhard Gommel, 7000 Stuttgart 1, Bauschweg 4
Dr. Wolfgang Irtenkauf, 7257 Ditzingen, Silcherstraße 16
Willy Leygraf, 7400 Tübingen, Steinlachallee 36
Prof. Dr. Dr. Gottlieb Merkle, 7993 Krefßbronn-Schleinsee
Dr. Karl-Heinz Mistele, 8605 Hallstadt, Karlstraße 30
Dr. Bernd Ottnad, 7000 Stuttgart, Hauptstaatsarchiv
Dr. Oskar Rühle, 7000 Stuttgart-Frauenkopf, Frauenkopfstraße 25
Hans Ulrich Frhr. von Rueprecht, 7000 Stuttgart, Gallenklingenstraße 40
Dr. Adolf Schahl, 7000 Stuttgart 80, Saunastraße 18
Dr. Georg Schenk, 7958 Laupheim, Albert-Magg-Straße 4
Ingaruth Schlauch, 7183 Bächlingen
Dr. Helmut Schönamsgruber, 7400 Tübingen, Gartenstraße 91
Dr. Friedrich Seck, 7400 Tübingen-Derendingen, Danziger Straße 37
Dr. Ulrich Sieber, 7900 Ulm, Stadtbibliothek
Prof. Dr. Hermann Tüchle, 8031 Gröbenzell, Ascherbachstraße 12
Prof. Dr. Emil Wezel, 7157 Sulzbach/Murr, Backnanger Straße 90

Buchbesprechungen

Kepler in Bildern und eigenen Berichten

JUSTUS SCHMIDT: JOHANN KEPLER. Sein Leben in Bildern und eigenen Berichten. Linz: Rudolf Trauner Verlag 1970. 308 Seiten, 167 Bilder, Ganzleinenband. ÖS 290,-.

Mit einem hübschen Bildband eröffnen der Trauner Verlag und JUSTUS SCHMIDT † den Reigen der zum KEPLERJAH 1971 zu erwartenden Publikationen. Seine rund 200 Tafel- und 100 Textseiten sind jeweils – wie alle KEPLERbiographien – nach den Lebensstationen Heimat, Graz, Prag, Linz, Ulm, Sagan, Regensburg gegliedert, im Tafelteil folgt ein weiteres Kapitel «Nachruhm». Ein Inhaltsverzeichnis fehlt. Der auf Kunstdruckpapier gedruckte Tafelteil enthält außer den Abbildungen selbst und den (zuweilen ausführlichen) Bildlegenden kurze Einführungen in die durch die Gliederung bezeichneten Abschnitte von KEPLERS Leben und Schaffen, während im Textteil KEPLER selbst zu Wort kommt.

Beginnen wir mit dem Erfreulichsten: den 167 Abbildungen. Dem Reiz der durchweg guten Bilder, die zudem vorzüglich reproduziert sind, kann man sich kaum entziehen – wer fühlte sich hierzulande nicht gleich vom Anfang (Weil der Stadt, Leonberg, Maulbronn, Tübingen!) angeheimelt? Hinzu kommen Porträts, astronomische Geräte, Buchtitel u. a. m. Fast jedes Bild ist, für sich genommen, gut und wert, in einen Bildband über KEPLER aufgenommen zu werden – und doch muß man sich fragen, ob die Proportionen richtig gewählt sind. Niemand wird bestreiten, daß in einem solchen Werk jeder Ort, der zu KEPLER eine Beziehung hat, durch Abbildungen dokumentiert werden sollte, und daß man mangels zeitgenössischer Bilder besonders für einzelne Bauten oft genug auf moderne Fotografien angewiesen bleibt, ist ebenfalls klar. Ob aber mit je neun Abbildungen zu Weil der Stadt, Graz und Prag und der doppelten Anzahl für Linz das Verständnis KEPLERS mehr gefördert wird als mit etwa der halben Zahl, ist doch wohl fraglich. Was soll eine Fotografie des Ulmer Münsters im heutigen Zustand neben der Radierung des unvollendeten Bauwerks von 1666? Warum ist der Wladislawsaal im Prager Hradschin zweimal abgebildet, obwohl sich in den 350 Jahren dazwischen nichts Wesentliches geändert hat? So kommen schnell 96 Ortsbilder zusammen, weit mehr als die Hälfte der Gesamtzahl der Abbildungen. Hochwillkommen sind die 26 Porträts von Zeitgenossen, mit denen KEPLER in Beziehung stand: Tübinger Professoren, regierende Herren, Hofbeamte und bekannte Gelehrte wie BRAHE, GALILEI usw. Andere, für KEPLER ebenso wichtige fehlen: JAKOB ANDREAE, dessen Konkordienformel für KEPLER so verhängnisvoll wurde, Lehrer wie MARTIN CRUSIUS und STEPHAN GERLACH, der Freund BESOLD, der Förderer

Landgraf PHILIPP von HESSEN-BUTZBACH, um nur wenige zu nennen, von denen Bildnisse leicht zu beschaffen gewesen wären. Diese Gruppe hätte man auf Kosten der Ortsansichten gern vermehrt gesehen. Für KEPLER selbst bleiben 35 Tafeln, davon 10 für das Kapitel «Nachruhm», 14 für Titelblätter und andere Abbildungen aus KEPLERS Werken. (Abb. 57 ist irrtümlich nach der 2. Auflage des *Mysterium cosmographicum* reproduziert, also 1621, nicht 1597.) Weitere 6 Bilder zeigen Geräte und Modelle, je eines KEPLERS Wappen und seine Grabschrift, nur 3 bleiben für sein Bildnis. Daß keine einzige Handschriftenprobe geboten wird, ist ein bedauerlicher Mangel.

Erhebliche Willkür beweist der Verfasser bei der Behandlung von KEPLERS Porträt: als Titelbild und auf dem Schutzumschlag stellt er ein obskures Ölbild groß heraus, das das Benediktinerstift Kremsmünster 1864 von Verwandten KEPLERS in Weil der Stadt gekauft hat. Seit Jahrzehnten gilt es als unecht. Gewiß ist der Dargestellte an seinen Attributen als Mathematiker kenntlich, und auch die Aufschrift «Aetatis suae 39. 1610» (im 39. Lebensjahr. 1610) würde zu KEPLER passen. Dieses scheinbare Indiz entfällt aber, seit der Restaurator SERAPHIN MAURER 1926 das Bild als Kopie aus der Zeit um 1800 erkannt hat. Auch eine von SCHMIDT veranlaßte Röntgenuntersuchung mit dem Ergebnis, daß «die Beschriftung dem Alter der Malerei entspricht», kann daran nichts ändern, solange er nicht widerlegt, daß es sich um eine Kopie handelt – was er nicht tut. Der Text der Beschriftung läßt eher an eine Mystifikation denken, da bei einer zeitgenössischen Inschrift der Name des Dargestellten kaum gefehlt hätte. Auch die Herkunft aus Weil der Stadt besagt wenig, da KEPLER nach dem Tod des Großvaters die Beziehungen zu den dortigen Verwandten nicht mehr gepflegt hat. Während demnach positive Gründe für das Bild nicht beigebracht werden können, ist es andererseits mit dem einzigen nachweislich authentischen Bildnis KEPLERS, dem Ölgemälde im Straßburger Thomasstift, nicht zu vereinbaren. (Es ist deshalb mit Recht von ERNST ZINNER in der KEPLER-Festschrift, Regensburg 1930, S. 338 f. abgelehnt worden, dem unsere Argumentation weithin folgt.) Im übrigen mag man von dem Kremsmünsterer Bild halten was man will: in ein Abbildungswerk über KEPLER gehören *sämtliche* zeitgenössischen Porträts. SCHMIDT bringt außer seinem Favoriten nur noch (S. 172/173) einen Ausschnitt aus dem Titelkupfer der Rudolfinischen Tafeln, der KEPLER am Arbeitstisch sitzend zeigt. Das Straßburger Bild läßt er unerwähnt.

SCHMIDTS Einführungen zu den Hauptabschnitten von KEPLERS Leben verraten eine gründliche Verwertung der gedruckten Quellen; sie vermitteln einen guten Überblick und viel nützliche Information im einzelnen, sind aber ebenfalls nicht frei von Eigenwilligkeiten. Ein

Beispiel für viele: Seite 81 schreibt SCHMIDT über KEPLERS Verhältnis zu TYCHO BRAHE: «Beim ersten Zusammentreffen mit TYCHO kam es zu einem Zusammenstoß, der Jähzorn des Deutschen schäumte gegen den Hochmut des Dänen auf, KEPLER stürzte Hals über Kopf davon». Keine Rede – zwischen KEPLERS erstem Besuch und dem Eklat lagen zwei Monate.

Im Textteil läßt der Verfasser mit Auszügen aus Briefen, Werken, Dokumenten und im Nachlaß erhaltenen Notizen KEPLER selbst zu Wort kommen. Unbestreitbar eine gute Auswahl, aber wie SCHMIDT mit den Texten umspringt, ist erschreckend. Die berühmte Selbstcharakteristik wird durchgehend von der dritten in die erste Person umstilisiert (S. 211 ff.); wo KEPLER einmal andeutungsweise vom schwierigen Charakter seiner Frau spricht («ich kenne eine solche Frau . . .»), wird das schonungslos vergrößert («meine Frau . . .»); oft, besonders bei der fast konsequenten Ausmerzungen des Astrologischen, wird sinnwidrig gekürzt. Das Schlimmste aber sind die zahllosen Übersetzungsfehler, die allzuoft den Sinn entstellen oder sogar in sein Gegenteil verdrehen. Im Anhang teilt SCHMIDT u. a. vier unedierte Dokumente aus dem oberösterreichischen Landesarchiv in Linz mit. (Das fünfte ist, von einigen abweichenden Lesungen abgesehen, mit Brief 1058 im 18. Band der Gesammelten Werke identisch.)

Ein Gesamturteil über ein Buch mit ebenso unbestreitbaren Vorzügen wie Mängeln fällt schwer. Trotz manchen Lücken hat man im Bildteil Anschauungsmaterial zu KEPLERS Leben und Wirken beisammen wie sonst nirgends. Die übersetzten Quellen betrachte man als Zugabe und benütze sie nur mit größter Vorsicht.

Der Verfasser ist wenige Tage nach Abschluß des Manuskripts gestorben. Vermutlich hätte er einen Teil der schweren Mängel beseitigt, wenn ihm ein längeres Leben vergönnt gewesen wäre. Daß man seinem Andenken mit der pietätvoll unveränderten Herausgabe des Buches genützt hat, muß man leider bezweifeln.

Friedrich Seck

Geologie und Bodenkunde

RÜDIGER GERMAN: Studienbuch Geologie. Eine Einführung unter besonderer Berücksichtigung der exogenen Dynamik. Stuttgart: Ernst Klett-Verlag 1970. 161 Seiten. Engl. brosch. DM 14,80.

F. SCHEFFER und P. SCHACHTSCHABEL: Lehrbuch der Bodenkunde. 7. Auflage. Stuttgart: Ferdinand Enke Verlag 1970. XII und 448 Seiten mit 121 Abbildungen, 70 Tabellen und einer Farbtafel. Balacron gebunden DM 56,-.

H. J. LIESECKE: Untersuchungen über das Auftreten mechanischer Unterbodenverdichtungen in Grünflächen. Stuttgart: Verlag Eugen Ulmer 1970. 68 Seiten mit 20 Abbildungen und 36 Tabellen. DM 23,75. (Landschaft und Stadt, Beiheft 4.)

E. HACKER: Die Böden des Hamme-Wümme-Gebiets, und M. ANEMÜLLER: Hydrologische und wasserwirtschaftliche Untersuchungen im Hamme-Wümme-Gebiet.

Stuttgart: Verlag Eugen Ulmer 1970. 99 Seiten mit 155 Abbildungen im Text, 22 Abbildungen im Anhang, 11 Tabellen und 6 Kartenbeilagen. DM 42,20. (Landschaft und Stadt, Beiheft 5; Landschaftshaushalt und Landschaftsentwicklung im Hamme-Wümme-Gebiet, Band 2.)

Die stets zunehmende Umgestaltung der Erdoberfläche und die damit verbundenen Umweltveränderungen zwingen jeden Verantwortlichen dazu, sich ein Grundwissen über Tatsachen der Geologie zu verschaffen. Das von RÜDIGER GERMAN verfaßte Studienbuch Geologie wendet sich in erster Linie an Anfänger und geologisch interessierte Laien, denen es in prägnanter Weise und fesselnder Sprache die allgemeinen Vorgänge, die von außen und vom Inneren der Erde auf die Erdkruste einwirken, nahebringt. Ausgezeichnete Bilder und viele schematische Darstellungen veranschaulichen das Gesagte. Das Buch wird sicher vielen Freunden unserer Heimat eine willkommene Möglichkeit zur Vertiefung ihrer erdgeschichtlichen Kenntnisse bieten.

Schon nach wenigen Jahren war es notwendig, das bewährte Lehrbuch der Bodenkunde neu bearbeitet und erweitert herauszugeben. Der rasche Fortschritt dieser Wissenschaft, die entscheidend bei der Inanspruchnahme unserer heimischen Landschaft mitzuwirken hat, zwang zu einer weitgehenden Überarbeitung. Entstehung und Zusammensetzung der Böden, deren Eigenschaften, Genetik und Systematik sind die drei Hauptabschnitte des Werkes, wobei besonderer Wert darauf gelegt wurde, den Zusammenhang zwischen den einzelnen Kapiteln klarzustellen und auch schwierige Probleme eindeutig zu umreißen. Jedem, der sich mit bodenkundlichen Fragen beschäftigt, ist dieses vorzüglich ausgestattete Buch eine unentbehrliche Hilfe.

Beim heutigen Bauen spielt der Einsatz rationeller Bodenbearbeitungsmaschinen eine wichtige Rolle. Durch sie können erhebliche Bodenverdichtungen auftreten, die zu Ausfällen bei Gehölzpflanzungen und Grünflächensaatungen führen. Die Veröffentlichung von H. J. LIESECKE zeigt Wege auf, wie solche Schäden vermieden werden können.

Das Hamme-Wümme-Gebiet wird unter Leitung von KONRAD BUCHWALD im Rahmen eines Forschungsvorhabens nach modernen Kriterien des Landschaftshaushaltes und der Landschaftsentwicklung untersucht. Der vorliegende zweite Band der Veröffentlichungen bringt Beiträge zur Bodenkunde und Wasserwirtschaft, die als vorbildlich für die Untersuchung von Modelllandschaften anzusehen sind. Es bleibt zu wünschen, daß auch bei uns bald ähnlich gründliche Untersuchungen durchgeführt werden, damit bei der Beurteilung des Landschaftshaushaltes wirkliche Fakten zur Verfügung stehen.

Helmut Schönnamsgruber

Floristik und Pflanzensoziologie

SIEGMUND SEYBOLD, WILHELM KREH, KARL SIEB und RAINER SEYBOLD: Flora von Stuttgart. Fundortsverzeichnis der im mittleren Neckarland wildwachsenden höhe-

ren Pflanzen. Stuttgart: Verlag Eugen Ulmer 1970. 160 Seiten mit 9 Kartenskizzen. Kart. DM 36,—.

ERICH OBERDORFER: Pflanzensoziologische Exkursionsflora für Süddeutschland und die angrenzenden Gebiete. Erweiterte 3. Auflage. Stuttgart: Verlag Eugen Ulmer 1970. 987 Seiten mit 57 Abbildungen.

RÜDIGER KNAPP: Einführung in die Pflanzensoziologie. Pflanzengesellschaften, Vegetationskunde und deren Anwendung in Land- und Forstwirtschaft, Landschaftspflege, Natur- und Umweltschutz, Unterricht und anderen Gebieten. Völlig neubearbeitete, in einem Band zusammengefaßte 3. Auflage. Stuttgart: Verlag Eugen Ulmer 1971. 388 Seiten mit 252 Abbildungen und 41 Tabellen. Leinen DM 48,—.

Für jeden Freund der heimischen Pflanzenwelt bieten die drei Neuerscheinungen ein ausgezeichnetes Hilfsmittel bei Wanderungen, Studienfahrten oder auch zur Vorbereitung auf eine intensive Beschäftigung mit der Flora, der Vegetation und den Pflanzengesellschaften.

Von WILHELM KREH begonnen und in vorbildlicher Weise durch S. und R. SEYBOLD und K. SIEB fortgeführt werden in der Flora von Stuttgart für alle im Großraum Stuttgart vorkommenden höheren Pflanzen die Fundorte angegeben. Charakteristische Standorte und deren Eigenschaften, sowie die Temperatur-, Feuchtigkeits-, Säuregrad- und Stickstoffansprüche der Pflanzen werden ebenfalls angeführt. Das interessante Buch ist gerade heute, im Zeichen einer gewaltigen Veränderung der Landschaft des mittleren Neckarraumes ein wichtiger Hinweis auf entscheidende Umweltfaktoren, für die unsere Pflanzen gute Indikatoren darstellen.

Seit vielen Jahren gehört die pflanzensoziologische Exkursionsflora von ERICH OBERDORFER zum unentbehrlichen Handwerkszeug für jeden, der sich mit den Zusammenhängen zwischen Pflanze und Standort beschäftigt. Die neue Auflage umfaßt ganz Deutschland, sowie die Nachbarländer Österreich und Schweiz. Besonders zu erwähnen sind der ausgezeichnete Bestimmungsschlüssel und die sehr exakten Angaben bei jeder Pflanzenart über die Soziologie, den Standort, die Biologie und den Naturschutz. Sehr ausführlich sind die Fundortsangaben, wichtig die Schilderung der Florenelemente und Lebensformen. Ein Buch, das ohne jede Einschränkung empfohlen werden kann.

Die Neuauflage der Einführung in die Pflanzensoziologie wird jedem willkommen sein, der sich heute im Zeichen der Umweltgefährdung in das aktuelle Gebiet der Pflanzensoziologie und Vegetationskunde einarbeiten oder seine Kenntnisse erweitern will. Landesplanung und Umweltforschung, Naturschutz und Landschaftspflege, Land- und Forstwirtschaft, um nur einige wenige Bereiche zu nennen, sollten dieses Werk berücksichtigen, das zum Verständnis der Dynamik der Bio- und Ökosphäre und damit der Umwelt des Menschen beitragen kann. Dem grundlegenden Werk ist eine möglichst große Verbreitung zu wünschen.

Helmut Schönamsgruber

Weinbau im Zabergäu

THEODOR BOLAY: Weinbau im Zabergäu, einst und jetzt. Bietigheim 1969.

THEODOR BOLAY, der altbewährte Kenner von Land und Leuten im Zabergäu, legt mit dem vorliegenden Band eine Landschaftsmonographie vor, die – schon wegen des angenehmen Themas – freundliche Aufnahme bei vielen landeskundlich Interessierten finden dürfte. BOLAY gliedert sein Buch in zwei große Kapitel: zunächst handelt er unter der Überschrift «Streifzug durch die Siedlungen des Zabergäus» über die Geschichte der einzelnen Weinorte, gleichsam den geographischen Rahmen des zu beschreibenden Landes umreisend, um dann, so vom Allgemeinen zum Besonderen fortschreitend, «Aus der Geschichte des Weinbaus im Zabergäu» zu berichten. Hier liegt der eigentliche Wert des Buches. Der Verfasser hat keine Mühe gescheut, den Spuren des Weinbaus in der Geschichte nachzugehen, und er fördert auf diese Weise aus Archiven und Bibliotheken manches Bemerkenswerte zutage: nur die «Tax und Ordnung des Weingartbaus zu Brackenheim» und eine Herbstordnung von 1818 seien hier genannt. Auch der volkscundlich Interessierte kommt zu seinem Recht: auf Seite 50 wird eine gute, sehr anschauliche Beschreibung der Weinlese und der Anwendung einer Baumkelter gegeben, man erfährt Näheres über die früheren und heutigen Rebsorten, die Geschichte der Genossenschaften und das Vordringen der Industrie in diese noch bis zum Ende des vergangenen Jahrhunderts eindeutig landwirtschaftlich ausgerichtete Landschaft. Ein umfangreicher Bildteil schließt den Band ab.

Der Bildteil aber ist es auch, wo die Kritik einen Ansatzpunkt finden kann: wegen der ausschließlichen Vorherrschaft von Herbstgeschirren aus Zinklech oder Plastik gehören alte Geräte heute zu den Seltenheiten. Wäre es nicht möglich gewesen, hier, im Abbildungsteil, das im Text so schön Beschriebene durch Photos zu illustrieren? Das soll kein Vorwurf sein, keine Minderung des Verdienstes, das BOLAY sich durch dieses Buch erworben hat – sondern nur eine Anregung für andere, ähnliche Veröffentlichungen.

Karl Heinz Mistele

Weinsberg, ein Bildband

FRITZ-PETER OSTERTAG und ROLF BECKER: Weinsberg. Bilder aus seiner Vergangenheit. Weinsberg: Röck 1970. In den vergangenen Jahren hat man, so scheint es, die Aussagekraft und den Stimmungsgehalt der alten Photographie entdeckt und für Ortsmonographien nutzbar gemacht. So entstehen Bildbände, die wesentlich mehr an «Historischem» bieten als die so beliebten Merianstiche. Nach den schönen Bildbänden über Heilbronn von SCHMOLZ und WECKBACH hat nun auch Weinsberg eine derartige Sammlung photographischer Dokumente vorzuweisen: Zum 75jährigen Jubiläum der Ortsgruppe Weinsberg im Schwäbischen Albverein erschien ein gut ausgestatteter Band, der, wie es im Unter-

titel heißt, Bilder aus der Vergangenheit der Stadt bringt – und außerdem einen in die Geschichte der Stadt einführenden Begleittext. Man erhält einen Eindruck davon, wie es in den Gassen der Stadt und in einer Schulklasse zu Beginn unseres Jahrhunderts aussah; auch stellt sich der Gemeinderat im Jahre 1924 vor: die Bilder dieses Bandes sind einer eingehenden und einfühlsamen Betrachtung zu empfehlen.

Was den Begleittext angeht, so ist es erfreulich, daß FLORIAN GEYER mit seiner schwarzen Schar nicht mehr bei der Zerstörung der Burg Weinsberg mitwirkt – auch wenn auf diese Art vielleicht eine vielen liebgewordene Legende zerstört wird. Etwas zu hoch gegriffen scheint mir die auf Seite 30 gemachte Feststellung, daß Deutschland die «Führungsmacht des Mittelalters» gewesen sei. Ob man, wie auf Seite 7, die Römer schlichtweg als «Besatzungsmacht» bezeichnen kann, wäre näherer Überlegung wert.

Daß die Vergangenheit Weinsbergs nicht immer rosig war, wird deutlich aus den Berichten über die Stadtbrände von 1525, 1707 und 1945, welche die Stadt jedesmal an den Rand des Untergangs brachten. So entsteht das Bild einer Stadt, frei von romantischer Verklärung, doch aus diesem Grunde überzeugend.

Karl Heinz Mistele

Esslinger Namen

FRIEDRICH FEZER: Lexikon der Flur-, Straßen- und Gebäudenamen der Stadt Esslingen am Neckar. Bearbeitet von Friedrich Fezer, herausgegeben von der Stadt Esslingen am Neckar. Esslingen 1969. 678 Seiten (vervielfältigt in DIN A 4).

Obwohl das Buch nicht im Buchhandel zu kaufen ist, darf man es nicht unterlassen, hier davon zu sprechen und darauf hinzuweisen. Es handelt sich um eine sehr gute Leistung des in den Sachen der Geschichte der Stadt und ihrer Markung und in der wissenschaftlichen Behandlung von Flurnamen sehr erfahrenen Verfassers. Daß die sorgfältige Sammlung und Darstellung der nahezu 3000 Namen, die den Bearbeiter über Jahre hin in Anspruch genommen hat, nun an die Öffentlichkeit kommen konnte, das ist das Verdienst der Stadtverwaltung Esslingen. Sie hat im allgemeinen Geschäftsbetrieb die Matrizen schreiben und die Vervielfältigungen herstellen lassen und verfügt nun über eine wohl vollständige Sammlung aller Namen für Gewände, Verkehrswege, Gewässer, Einzelgegenstände wie Brücken, Ruhebänke u.a., die auf dem Gebiet der alten Reichsstadt vorkommen. Das ist ein Verdienst, das hervorgehoben zu werden verdient. So erst kann FEZERS Arbeit ganz zur Geltung kommen, und so erst ist die Stadt Esslingen in die kleine Gruppe der deutschen Städte verwandter Größe und Bedeutung eingerückt, die eine wissenschaftlich durchgeführte Flurnamensammlung aufweisen können. Hätte die Stadtverwaltung ihre Hilfe nicht geboten, so läge FEZERS Namensammlung jetzt in handschriftlicher Ausfertigung vielleicht im Stadtarchiv, und nicht allzu viele hätten den

Mut, die Lust oder auch die Gelegenheit, sie dort einzusehen. Die Flurnamenforschung auf deutschem Boden und darüber hinaus aber wüßte überhaupt nichts davon. Daß die große Sammlung hätte gedruckt werden können – wer wollte das annehmen? Wer wäre für die enormen Kosten aufgekommen? Und wer hätte sich das auf jeden Fall sehr teure Buch gekauft? Jetzt ist es in einer genügend großen Zahl hergestellt und an die städtischen Ämter, soweit sie es brauchen, die Schulen, das Archiv, die Stadtbücherei und die wichtigsten Forschungsstellen und Bibliotheken im Lande abgegeben worden.

Die Namen sind nach den Stadtteilen («Filiales») geordnet, in diesen jeweils alphabetisch durchnummeriert. Örtlich sind sie durch einen Hinweis auf den amtlichen Stadtplan festzustellen; außerdem gibt FEZER, wo es nötig ist, eine kurze Lage- und Sachbeschreibung. Die aus den archivalischen Quellen erhobenen früheren Namensformen sind jeweils ausführlich mitgeteilt. Mit den Deutungen ist der Bearbeiter zurückhaltend; er drängt sie nicht auf, sondern stellt sie, wenn es sich so gibt, auch mehrere Möglichkeiten zur Besprechung. Im ganzen kann man mit seinem Verfahren und mit den empfohlenen Deutungen sehr einverstanden sein. Daß man bei der Matrizenvervielfältigung auf die Anwendung lautschriftlicher Zeichen zur Darstellung der mundartlichen Aussprache der Namen verzichten mußte, ist sehr bedauerlich; FEZER beklagt es selbst in seinem Vorwort. Diesen Preis hat man dafür zu bezahlen, daß die wertvolle Sammlung überhaupt allgemein zugänglich gemacht worden ist.

Wer darüber Bescheid weiß, wie schwierig die Fragen sind, die jeder Versuch des Drucks gerade von namenkundlichen Manuskripten aufwirft, auf wie wenige Käufer sich die Kosten verteilen müßten, wie sehr aber die Wissenschaft auf die Veröffentlichung solcher Materialsammlungen angewiesen ist, der ist beglückt über den Weg, den die Stadt Esslingen beschritten hat. Ob es andere Gemeinden, gleichgültig welcher Größe, nicht ebenso machen könnten? Es wäre zu wünschen!

Helmut Dölker

Göppingen

MANFRED AKERMANN: Göppingen. Eine Text- und Bildmonographie der Stadt und ihrer Umgebung. Frankfurt a. M.: Verlag Wolfgang Weidlich 1970. 104 Seiten mit vielen Abbildungen.

Das muß man der Stadt Göppingen nicht nur lassen, sondern mit Hochachtung anrechnen, daß sie dank des Fleißes, der Kenntnisse und der schriftstellerischen Qualitäten ihres Stadtarchivars MANFRED AKERMANN praktisch in den letzten Jahren Zug um Zug unser Wissen und unsere Vorstellung um die Staufersstadt vergrößert, erweitert hat. Dieses Buch richtet neben vielen spezielleren Arbeiten AKERMANNs einen konzentrierten Blick auf Geschichte, Gegenwart und Zukunft der Industriemetropole des Filstals. Zwar sind die Göppinger nach der Meinung eines Hohenstauffer Pfarrers

von einst «ein nüchternes Volk», aber gerade diese Nüchternheit kam der Stadt immer zugute, denn sie hat sich den Blick fürs Reale nie verstellen lassen.

AKERMANN versteht es, nüchterne Urkunden «sprechen» zu lassen, ihm sind chronikalische Notizen Fundgruben für die Darstellung des bewegten Schicksals der Jahrhunderte. Man darf sich bei einem Rundgang in dieser, aus allen Nähten platzenden Stadt nur den Blick nicht verstellen lassen, denn hinter den geometrisch angeordneten Straßen und Gebäuden steht oft das Bedeutende. Mit ein gut Teil gebührt AKERMANN das Verdienst, die Museen der Stadt zu wahren Anziehungspunkten werden zu lassen – von und aus ihnen breitet er daher auch eine Fülle von Schönheiten aus. Ein ausgedehnter Anhang verlockt zu Kunstwanderungen in die nähere Umgebung. Aufmachung und Inhalt dieses Buches sind gleich musterhaft.

Wolfgang Irtenkauf

Drei kleine Ortsgeschichten aus dem östlichen Schwarzwald

SIEGFRIED PFLEIDERER: Münklingen. Eine Heimatschrift aus Vergangenheit und Gegenwart. Herausgegeben von der Evang. Kirchengemeinde Münklingen 1970.

Der auf eine alemannische Siedlung des 4./5. Jahrhunderts zurückgehende Ort liegt in einem Seitental der Würm. Besonders bemerkenswert ist, daß die alte Kirche bis nach der Reformation eine Viertelstunde außerhalb des Ortes beim Jakobsbrunnen stand. Das Patrozinium St. Jakob der 830 erstmals genannten Kirche stammt sicher aus dem 12. Jahrhundert. Wir haben hier einen Patrozinienwechsel vor uns, die Wahl eines neuen Titelheiligen für eine Kirche. Santiago de Compostela im Nordwesten Spaniens war einer der bedeutendsten Wallfahrtsorte des Mittelalters; Ströme von Pilgern zogen zum Grabe des Apostels Jakobus des Älteren, neben Rom dem einzigen Apostelgrab der westlichen Welt. In Jakobskirche und Jakobsbrunnen können wir eine Station auf einem der Pilgerwege sehen, auf denen die Pilger der Sammelstätte Einsiedeln in der Schweiz zuzogen.

Nach der Reformation verlor die Kirche einen wesentlichen Teil ihrer Aufgabe. Als Pfarrkirche war sie zu abgelegen und ungeschützt. Im Jahre 1594 wurde der Neubau der Kirche mitten im Dorf fertiggestellt. Schon 1566 hatte Herzog CHRISTOPH den Neubau angeregt. Zur Vorgeschichte des Neubaus hat der Verfasser einige Aktenstücke neu entdeckt. Überraschenderweise wurden bei der Instandsetzung der Kirche 1967 guterhaltene Reste einer einstmaligen reichen Innenausmalung aus der Entstehungszeit aufgedeckt. Zeugen die erhaltenen Reste auch nicht gerade von hohem künstlerischem Rang, so geben sie doch einen guten Eindruck vom Aussehen einer evangelischen Kirche um 1600. Dieser Eindruck widerspricht völlig dem langweiligen Aussehen, das die meisten dieser Kirchen im 19. Jahrhundert erhalten haben. Das Schlagwort von der Bilderfeindlichkeit der württembergischen Kirche muß auf Grund die-

ser und zahlloser anderer Entdeckungen jedenfalls stark modifiziert werden. Im Chor konnten Taufe Jesu und Abendmahl, breite Ornamente an den Fenstern und zwei Wappen, an der Triumphbogenwand ein Jüngstes Gericht, umgeben von einem dekorativen Fries aus Ranken, Blättern, Früchten und Vögeln freigelegt werden. Apostelfiguren an den Seitenwänden und der Rückwand konnten leider aus finanziellen Gründen nicht erhalten werden.

Das fleißige und im Ganzen wohlgelungene Schriftchen gibt ein gutes anschauliches Bild von der Kirchengeschichte Münklingens, das auf den Forschungen IRTENKAUFS zum Jakobsbrunnen und auf eigenen Quellenstudien beruht. Leider erschwert eine etwas starke Zergliederung die Übersichtlichkeit. Die sparsame Ausstattung war wohl unvermeidlich.

KARL GREINER: Bad Liebenzell. Neues Geschichtsbild. Pforzheim: Weber 1969.

Der 1090 genannte Ort Chele = Zelle wird wohl zu Recht mit dem späteren Liebenzell gleichgesetzt. Der Ort dieser Zelle wird auf dem sog. Klosterbuckel im südlichen Teil der Stadt gesucht. Die Hypothese, daß der Name Liebenzell auf die hl. Lioba zurückgehe, wird von GREINER abgelehnt. Er sieht in der klösterlichen Niederlassung das Frauenkloster, das Wilhelm von Hirsau 1080 und 1090 nach hier verlegt habe.

Die Burg Liebenzell wurde im frühen 13. Jahrhundert, vermutlich von den Grafen von EBERSTEIN erbaut. Ein «oppidum Zell» wird schon vor der Burg erwähnt, wobei an eine befestigte Ortsanlage, noch nicht an eine Stadt zu denken ist. Zunächst bildete die Burg den Mittelpunkt der umliegenden Besitzungen. Erst 1399 werden ausdrücklich Burg, Stadt und Amt, 1403 auch das Bad Liebenzell genannt.

Das kleine Heftchen gibt einen soliden und brauchbaren Überblick über die Ortsgeschichte.

KARL GREINER: Ortschronik von Sommenhardt mit Filialorten Lützenhardt und Kentheim. Pforzheim: Weber 1969.

Die drei Weiler gehören zur ältesten Schicht der Besiedelung des Schwarzwaldes, noch vor der großen, systematischen Besiedelung des 11. und 12. Jahrhunderts. Als Ausgangspunkt für die Entstehung der Weiler sieht GREINER das im Altsiedelland gelegene Stammheim an. Sie gehörten alle zur ersten Dotation des Aurelius-klosters in Hirsau. Auf SIEGFRIED GREINERS Annahme – Herrenhöfe in Sommenhardt und Lützenhardt spätestens in karolingischer Zeit, Ausbau zum Waldhufendorf im Hochmittelalter – geht der Verfasser nicht ein. Der kleinste Teilort, Kentheim, ist durch sein Kirchlein, einen Bau des 11. Jahrhunderts, bekannt, vermutlich eine Kirche von Benediktinerinnen, deren Kloster zu Anfang des 13. Jahrhunderts aufgehoben wurde. Für den Titelheiligen St. Candidus, der auch dem Ort den Namen gegeben hat, hält GREINER an der These eines Patrozinienwechsels im 11. Jahrhundert fest. Die Pfarrei entstand aus der Mutterkirche Stammheim; zeit-

weise gehörten ein Dutzend Orte zu ihr. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts wurde sie nach Zavelstein verlegt. Beide Ortsgeschichten sind fleißig und sorgfältig gearbeitet. Neben der Literatur ist auch auf ungedruckte Quellen zurückgegriffen worden; ein Verfahren, das man bei kleinen, anspruchslosen Ortsgeschichten selten trifft und das um so mehr anzuerkennen ist.

Ulrich Sieber

Buchau – Geschichte von Stadt und Stift

JOSEPH MOHN: Der Leidensweg unter dem Hakenkreuz. Aus der Geschichte von Stadt und Stift Buchau am Federsee. Herausgegeben von der Stadt Buchau 1970.

«Wir haben alle die moralische Verpflichtung, von den skandalösen Geschehnissen der Vergangenheit Kenntnis zu nehmen. Erst dann, wenn wir das an den Juden bezugene Unrecht beim Namen nennen und registrieren, ist der Boden zur Aussöhnung bereitet . . .» Mit diesem Beschluß des Buchauer Stadtrates aus dem Jahre 1946 haben Verfasser und Herausgeber Ernst gemacht, indem sie dieses Buch an die Öffentlichkeit gebracht haben als Information über Schicksale von Juden, Katholiken und Protestanten, von Geisteskranken, Soldaten und Zigeunern aus Buchau, dargeboten im Zusammenhang der Geschichte und der Gewaltherrschaft des sog. Dritten Reiches. Zugleich ist ein Mahn- und Gedenkbuch entstanden. (Beides, Information und Denkzeichen, fehlt leider immer noch in anderen Orten unseres Landes.)

Der Verfasser ist von Hause aus Notar und also gewöhnt an den Umgang mit Akten, Dokumenten und Urkunden. Aber ihm standen auch eigene Erinnerungen zur Verfügung, er konnte Berichte verwenden vor allem von SIEGBERT EINSTEIN – einem der nur drei Buchauer Juden, die aus den Todeslagern zurückgekehrt sind. So wurde die Mitteilung in vielem sehr direkt und verbindlich, z. B. über jüdische Frömmigkeit und jüdische Feste. Der Leser begreift: in diesen schrecklichen Jahren wurden nicht irgendwelche Leute umgebracht, die uns nichts angehen; das alles geschah vielmehr in unserer Nachbarschaft unseren unmittelbaren Nachbarn und Mitmenschen. Das Buch bietet so eine notwendige lokale Konkretisierung und Ergänzung zu den großen Dokumentationen über die Verfolgung der Juden in unserem Land.

Willy Leygraf

Chronik von Aichschieß-Krummhardt

ROSE SCHILLING-AICHELE und AUGUST KIESEL: Chronik der Gemeinde Aichschieß-Krummhardt. Mit Beiträgen von Bürgermeister GLÄSER, IRENE GLÄSER u. a. sowie 22 Zeichnungen von WERNER SCHMIDT und 64 weiteren Abbildungen. Herausgegeben im Auftrag der Gemeinde von HEINZ ERICH WALTER. Ludwigsburg 1968 (Walter-Ortsbuch Nr. 8).

Für die Reihe der «Walter-Ortsbücher» haben zwei durch ihre bisherigen Arbeiten (nicht veröffentlicht) für die Aufgabe sehr gut vorbereitete, ortskundige und

ortsverbundene Verfasser eine Chronik der Doppelgemeinde geschrieben. In den einzelnen Kapiteln werden nach der grundlegenden Darstellung der natürlichen Verhältnisse, einer Zusammenstellung der Flurnamen (mit Belegen aus Lagerbüchern von 1400 an und mit im allgemeinen zutreffender Deutung einzelner Namen), kurzen Hinweisen auf vor- und frühgeschichtliche Funde und auf Mark- und Grenzsteine die Geschichte der Dörfer und der politischen und kirchlichen Gemeinden und die Geschichte der Vereine vorgeführt; ein abschließendes Kapitel nennt sich «Volks- und Familienkunde»; es handelt von Sitte und Brauch, Arbeit, Tracht, Volksweisheit, Sippen und Familien, Auswanderung und gesellschaftlicher Umschichtung. Das Buch greift also über den Umfang dessen, was eine «Chronik» erwarten läßt, in der Richtung zum «Heimatbuch» hinaus; die übergreifenden Kapitel lassen sich aber natürlich dadurch rechtfertigen, daß sie den von der Natur und von den Bewohnern her gegebenen Hintergrund für die Geschichte bilden. Die Verfasser haben, wie es das Schriftumsverzeichnis zeigt, aus primären Quellen in den Archiven und in Form von persönlichen Aufzeichnungen aus dem letzten Jahrhundert geschöpft und dazu sekundäre Literatur (auch solche, die nicht am Wege liegt) verständnisvoll benützt. Sie konnten deshalb ihre geschichtlichen Abschnitte von trockener Aufzählung freihalten und ihre Darstellung lebendig und lesbar machen.

Aichschieß und Krummhardt, ehemals nur dem Schurwaldwanderer, dem Skiläufer oder dem Kunstkenner (Wandmalereien in der Kirche von Aichschieß, sehr gut restauriertes im volkstümlichen Stil gehaltenes Kirchlein in Krummhardt!) bekannt, heute wachsende, beliebte Pendlerwohngemeinde mit beachtenswerten neuen Bauteilen und weltweiten Beziehungen durch einen höchst leistungsfähigen Männerchor unter rührigen und ausgezeichneten Chorleitern in den letzten zwanzig Jahren, beschäftigt mit der Planung eines Gemeindezusammenschlusses auf dem Schurwald, bei dem Aichschieß vermutlich die kulturelle Führung zukommen würde – das ist die Geschichte einer kleinen Rodesiedlung im mittelschwäbischen Waldland, fortgeführt bis in die Gegenwart. Daß ein solches Beispiel von Siedlungsentwicklung seine Darstellung gefunden hat, verdient Dank. – Die Ausstattung des Buches mit kennzeichnenden Bildern sollte noch erwähnt werden, noch mehr aber die Beigabe eines ausführlichen Namenverzeichnisses. Welcher Gewinn für eine Veröffentlichung! Helmut Dölker

Hegenloher Heimatbuch

MANFRED LANGHANS: Hegenloher Heimatbuch – zugleich ein Beitrag zur Geschichte des mittleren Schurwaldes. Herausgegeben von der Gemeinde Hegenlohe. 212 Seiten, zahlreiche Abbildungen, Flurkarte. Hegenlohe 1969.

Die erst 1938 vom ehemaligen Oberamt Schorndorf zum Kreis Esslingen gekommenen Dörfer Hegenlohe und

Thomashardt sind soeben zu der neuen Gemeinde Lichtenwald vereinigt worden. Der mehr dem Filstal zu liegende Ortsteil Hegenlohe hat kurz zuvor aus der Feder eines erst seit 1962 hier ansässigen Bürgers, aber in den Angelegenheiten der Gemeindeverwaltung erfahrenen Mannes, ein Heimatbuch bekommen, eine der kleinen Gemeinde hoch anzuschlagende Leistung. Mit Tatkraft, viel Fleiß und großem Einfühlungsvermögen hat sich der Verfasser in die ihm vorher keineswegs geläufigen Verhältnisse eines kleinen schwäbischen Waldortes hineingearbeitet. Zuverlässig aus den Quellen erhobenes Material wird nach den bewährten Ordnungen der Heimatbücher dargeboten – vom Landschaftlichen und Natürlichen über die Geschichte des Dorfs, die Menschen in ihrer gesellschaftlichen und beruflichen Zusammensetzung, die weltliche und die kirchliche Gemeinde, das Gerichtswesen, die Schul- und Bildungsverhältnisse zu den Namen (mit im ganzen annehmbaren Deutung) von Gewanden und Fluren im offenen Land und im Waldland und von Gassen und Verkehrswegen, am Ende auch noch zu den überlieferten Volksbräuchen und zu einem kleinen Abschnitt mit einigen Erzählungen über Ereignisse und Menschen in und um Hegenlohe (übernommen von einem aus dem Ort stammenden Urheber). Das zuverlässige Buch enthält erstaunlich viel Wissenswertes.

Zu bedauern ist bloß, daß der Ortsteil Thomashardt nicht ebenfalls ein so gutes Heimatbuch in die Ehe mitgebracht hat! Ob sich jetzt noch jemand findet, der den guten Willen, die Kenntnisse, den Fleiß, die Fähigkeit und den Opfermut dazu aufbringt?

Helmut Dölker

Wernau — Heimatbuch

ANTON DENZINGER: Wernau/Neckar – Werden und Wachsen. Eine Chronik. Von der Gemeinde herausgegeben zur Stadterhebung 1968. 312 Seiten, 80 ganzseitige Fotos, darunter Farbfotos, Pläne, Skizzen, Zeichnungen. Wernau/Kr. Esslingen 1968.

Die beiden früher etwas abseits liegenden, eigentlich nur durch den Doppelnamen der Bahnstation an der Strecke nach Tübingen und für den Kenner von Einzelheiten durch ihre katholische Konfession inmitten des zumeist evangelischen Umlands auffallenden Dörfer Pfauhausen und Steinbach sind seit 1938 unter dem Namen Wernau vereinigt. Der Ort hat sich seit den Kriegsjahren als Industrie- und Wohnplatz so beachtenswert entwickelt, daß er 1968 Stadt wurde, die dritte im Kreis Esslingen. Aus Anlaß dieses Ereignisses entstand das eindrucksvoll und großzügig gedruckte und ausgestattete Buch. Es nennt sich Chronik, da es im wesentlichen die Geschichte der beiden Dörfer und des vereinigten Ortes, jeweils selbständig abgehandelt, bietet: Dorfgeschichte im allgemeinen, rechtliche, herrschaftliche und kirchliche Verhältnisse, Schulgeschichte nach Ortsteilen getrennt, Geschichte des Aufstiegs und des Wachsens des Doppelortes nach 1938 bis 1948; in zusammenfassenden Kapiteln werden die natürlichen Ge-

gebenheiten, die Vor- und Frühgeschichte, die Flurnamen, die Markungsgrenze mit den Grenzzeichen und das volkstümliche Leben, Ortsname und Wappen behandelt. Der durch Herkunft und Beruf mit der Stadt innerlich verbundene Verfasser hat zumeist aus den Archiven und den örtlichen Registraturen gearbeitet und sich, wie es das Nachwort ausweist, auch des Rats von Fachleuten vor allem für die nicht geschichtlichen Teile des Werkes bedient. Statistische Übersichten für die Jahre nach dem Zusammenschluß geben einen guten Einblick in die Stufen des Wachstums, die berufliche und die gesellschaftliche Zusammensetzung der Bevölkerung und in die Gemeindefinanzen. Geologisches Profil, Markungsplan mit eingetragenen Flurnamen, Ortspläne und faksimilierte Wiedergabe von Archivalstücken geben dem flüssig und verständlich geschriebenen Buch eine Anschaulichkeit, wie sie nicht in allen derartigen Werken üblich ist.

Helmut Dölker

Schwendi

MAX HAMMER: Schwendi. Heimatbuch einer Gemeinde in Oberschwaben. Weissenhorn: Anton H. Konrad-Verlag 1969. DM 24,-.

Der Untertitel trifft das Wesen des Buches. Es ist geradezu das Musterbeispiel einer Darstellung der spezifischen Umweltbezogenheit, die in den Begriffen «Heimat» und «Oberschwaben» enthalten ist. Dem Verfasser gelingt es, in den lokalhistorischen Einzelstudien der verschiedenen Kapitel alle die Züge herauszuarbeiten (man spürt seinen Beruf als Restaurator), welche die Individualität «Schwendi» ausmachen, ohne daß ihm der Sinn für das charakteristische Ganze des Gemeinwesens verlorengeht, wie es im Wechsel der Zeiten bestand und fortwährend besteht. Dieses Ganze erwächst zunächst aus einer Schilderung der Landschaft, sodann der Vor- und Frühgeschichte, der Geschichte der Besiedlung, der Kirche, der Ortsherrschaft unter den Herren von SCHWENDI, Grafen von OETTINGEN, Freiherrn von SÜSSKIND. Besondere Kapitel gelten den Flurnamen und den bedeutenden Männern (von LAZARUS von SCHWENDI bis zur Familie SCHENZINGER). Die in Heimatbüchern so oft vernachlässigten Bau- und Kunstdenkmale werden kenntnisreich beschrieben und in ihre Zusammenhänge gestellt (Schlösser, Pfarrkirche St. Stephan, St.-Anna-Kapelle, Bergkapelle), so daß sie als «Denkmale» der Ortsgeschichte im eigentlichen Sinne anzusprechen sind. Nebenbei erfreut den Kunsthistoriker, daß die bisher bekannten Arbeiten des Barockbildhauers HERBERGER am Hochaltar und an der Kanzel um zwei sichere Zuschreibungen vermehrt werden. Die vorhandene Literatur ist verarbeitet; bei den Quellen würden genauere Standortangaben den wissenschaftlichen Wert der Darlegung erhöhen, im übrigen scheinen nicht alle zugänglich gewesen zu sein, was jedoch – im Rahmen dieses Werkes – nicht wesentlich ist.

Adolf Schahl

Märchen — Sagen — Legenden

HILDEGARD VON PODEWILS: Mit Märchenaugen reisen. Märchen, Sagen und Legenden aus Baden-Württemberg. Band 2. Illustrationen von LILO RASCH-NÄGELE. Mühlacker: Stieglitz-Verlag E. Händle 1970. 272 Seiten. Band 1 der Reihe behandelt Bayern. Der vorliegende Band 2 enthält eine Auswahl aus früheren Sagensammlungen, vorzüglich aus den älteren. Die Stücke sind landschaftlich gegliedert dargeboten; im einzelnen ist die Zuteilung allerdings nicht recht durchsichtig («Zwischen Teck und Wielandstein», wohin auch Rechberg und Lorch gezählt sind, erscheint nicht unter «Schwäbische Alb», unter der dann aber Calw auftritt; entsprechend findet man Memmingen und Überlingen unter «Schwarzwald» und als besonderes Kapitel die etwas rätselhaft anmutende Landschaft «Bodensee – Baden»). Ob kleinere sprachliche Neufassungen gegenüber dem Wortlaut der Quellen – manche mundartliche Wendung scheint nicht verstanden – nötig sind und aus welchem Grund sie es sein sollen, bleibt fraglich, ebenso, ob die etwas leibarmen Illustrationen entschieden zum Wert des Buches beitragen. Ein paar der Überschriften für Sagen, deren Herkunft mit «nach mündlicher Überlieferung» angegeben ist, fallen durch ihre wenig «sagenhafte» Fassung leider heraus, z. B. «Ein Pferd spielt Schicksal», «Dank der heiligen Cäcilia von Gmünd», «Eine Elster fiel aus dem Nest». Auch wenn das Buch da und dort etwas vermissen läßt (u. a. auch bibliographische Ungenauigkeiten im Quellenverzeichnis), wird es doch dazu beitragen, daß die Sagen unseres Landes nicht vergessen werden.

Helmut Dölker

Vom Brauchtum mit der Zitrone

ADOLF SCHWAMMBERGER: Vom Brauchtum mit der Zitrone. Nürnberg: Frankenverlag Lorenz Spindler 1965. 123 Seiten, 12 Tafeln. (Fürther Beiträge zur Geschichte und Heimatkunde, Heft 2.)

Vor Jahrzehnten fand der Rezensent unter Familienpapieren ein Merkblatt des Friedhofamtes in Esslingen a. N. aus den 1880er Jahren, wonach es verboten sei, den Sargträgern Zitronen mitzugeben. Später sah er bei einem Verwandten das 1740 gemalte Bildnis der Regierungssekretärsgattin MARIA ELISABETHA HÖLDER geb. OBRECHT († 21. 5. 1754), die eine Zitrone in der Hand hält. So stellte sich ihm die «Zitronen-Frage», die er nun nach Jahren in dem Buch von SCHWAMMBERGER eingehend und dazu noch veranlaßt durch eine ähnliche Erfahrung behandelt fand. Die Vorbemerkung zu dem angezeigten Buch beginnt nämlich mit den Worten: «Vor einigen Jahren fragte mich ein Benützer des Fürther Stadtarchivs, was die sechzig Zitronen zu bedeuten hätten, die ihm in einer Beerdigungs-Abrechnung aus dem Jahre 1846 begegnet seien. Ich wußte zwar keine Antwort, aber die Zitronen-Frage bewegte mich nun in der Folgezeit.»

Der Verfasser hat zusammengetragen, was er über das

Zitronenbrauchtum in der Dichtung fand, wo und wie die Zitrone im Beerdigungsbrauchtum verwendet wurde, als Grabbeigabe, als Gabe für den Geistlichen, den Kantor, die Sargträger usw., ja auch bei Hinrichtungen, sodann ihr Gebrauch bei der Hochzeit, Taufe, Konfirmation und Kommunion sowie bei weltlich-festlichen Anlässen. Er gedenkt der Zitronensymbolik in religiösen Darstellungen und auf weltlichen Bildnissen. Schließlich führt er an, was alte Autoren, Kräuterbücher usw. über gesundheitliche Wirkung, Duft und Würze der Zitrone zu berichten wissen. Auch aus Württemberg nennt er Zeugnisse vom Zitronenbrauchtum, die dem Register der Länder und Orte leicht zu entnehmen sind. Ein Schrifttumsverzeichnis und ein Register der Personennamen ergänzen die fleißige Arbeit.

Zusammenfassend sagt der Verfasser: «Die Zitrone wurde im Judentum zu einem Symbol der Vollkommenheit, des Unvergänglichen. Das Christentum übernahm sie als Sinnbild des Reinen, des Göttlichen, des Unvergänglichen, des menschlichen Strebens nach Vollkommenheit. Aus der Höhe des bewußten Symbols sank die Zitrone im Laufe der Barockzeit zum Gegenstand des gegenseitigen Ansehens herab, und sie hält sich an vielen Orten noch heute in der Verehrung für das, was die Vorfahren getan haben.» Beim Beerdigungsbrauchtum wird man hinzufügen können, daß neben der religiös-symbolischen Bedeutung auch der praktische Gesichtspunkt des Schutzes gegen den Leichengeruch mitgespielt haben dürfte. Auf weltlichen Bildnissen wird die Zitrone häufig andeuten, daß der Dargestellte schon verstorben ist; aber nicht selten ist sie auch bei noch zu Lebzeiten Gemalten zu finden, in älterer Zeit noch in ihrer religiös-symbolischen Bedeutung, in der Barockzeit wohl nur noch als Zeichen für Würde und Ansehen oder auch mit dem Gedanken an ihre Heilkraft.

Schon das hübsche Umschlagbild mit «Limon Melarosa» aus J. C. VOLKAMERS «Nürnbergischen Hesperiden», 1708, verführt dazu, vom Inhalt zu kosten und alsbald zu erfahren, daß die Zitrone mehr ist – oder vielmehr einstmals bedeutet hat – als eine nützliche Südfrucht.

H. U. v. Ruepprecht

Schwaben wie es lacht

HEINZ-EUGEN SCHRAMM: Schwaben wie es lacht. Eine Sammlung schwäbischen Humors herausgegeben von HEINZ-EUGEN SCHRAMM mit Zeichnungen seiner Tochter EVA-MARIA. Frankfurt a. M.: Weidlich 1970. 144 Seiten. Das Buch gehört in eine Reihe des Verlags Weidlich in Frankfurt a. M., in der sich deutsche Landschaften und Länder vorstellen, «wie sie lachen». Der Verfasser, durch seine Mundartgedichte und durch seine Stellung als Kurator der «Götz von Berlichingen Akademie zur Erforschung und Pflege des schwäbischen Grußes» bekannt, hat für den Band aus den geläufigen Sammlungen von Geschichten, Anekdoten und Witzen über die Schwaben geschickt ausgewählt, mit Eigenem gemischt und – auch für Nichtschwaben verständlich – niedergeschrieben. Dadurch ergibt sich da und dort der

Zwang zu sprachlichen Änderungen, die dem gebürtigen Schwaben natürlich leid tun (z. B. «Bürgermeister» statt «Schultheiß»; «Gemeindediener» statt «Büttel» – S. 14). Auch der Schwabe wird gelegentlich gerne zu dem Buch greifen, da ihm die sonstigen Sammlungen vielleicht nicht ohne weiteres zur Verfügung stehen. Die ernste Frage, inwieweit derartige «ländergebundene» oder auch «stammesgebundene» Witzbücher wirklich Kennzeichnendes, Eigentümliches, Wesentliches der Menschen in einer bestimmten Landschaft treffen, überhaupt treffen können, soll hier nicht aufgeworfen werden. Jeder gedruckten Wiedergabe von Stücken, die aus dem Mündlichen leben und nur aus diesem, fehlt ein ganz wesentlicher Teil zum Leben. Trotzdem sollte man der «Geographie des deutschen Witzes» (erweitert: des Witzes der Völker) ernsthafter noch nähertreten, als es bisher schon geschehen ist. Für den Augenblick ist ein Zweifel nur gegen die landläufigen gedruckten Sammlungen angedeutet. Kein Zweifel besteht daran, daß sie beliebt sind und Verbreitung finden.

Helmut Dölker

Lebensbilder aus Schwaben und Franken

Lebensbilder aus Schwaben und Franken, Band XI. Im Auftrag der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg herausgegeben von MAX MILLER und ROBERT UHLAND. Stuttgart: W. Kohlhammer Verlag, VIII u. 418 Seiten, 20 Tafeln. Leinen DM 28,-.

Der Lebensbilder aus Schwaben und Franken (früher: Schwäbische Lebensbilder) ist in den Spalten unserer Zeitschrift schon öfters gedacht worden. Nun ist im vorigen Jahr der 11. Band der Reihe erschienen, der sich seinen Vorgängern würdig anschließt. Er enthält 20 Biographien bedeutender Persönlichkeiten, bunt gemischt nach Zeitalter, Berufen, Stammeszugehörigkeit. Wir finden in dem vorliegenden Band besonders viele Naturforscher: die Salinistenfamilie GLENCK, den Botaniker und Geographen GEORG VON MARTENS, den Natur- und Kunstfreund FRIEDRICH ESER, den Tierarzt ADOLF RUEFF, den Chemiker und Fabrikanten ALBERT BÖHRINGER und den Geologen KARL EMIL ENTRISS. Die Politik steht nicht zurück mit Männern wie den früheren Edelherren von HOHENLOHE, FRIEDRICH CARL VON MOSER, FRIEDRICH NOTTER und FRIEDRICH PAYER, den letzten Vizekanzler des Deutschen Kaiserreiches. Die Geisteswissenschaften sind vertreten durch den Philosophen KARL CHRISTIAN PLANCK und den Archivar HANSELMANN, durch die Theologen GOTTLIEB WILHELM HOFFMANN (Gründer von Korntal) und KARL GEROK; die Musik tritt uns in dem erst neuerdings der Vergessenheit entrissenen DANIEL SPEER entgegen. Mit KILIAN STEINER wird ein im «Dritten Reich» totgeschwiegener hervorragender Finanzmann und Mäzen jüdischer Herkunft sichtbar, der zu den Industriepionieren Württembergs im 19. Jahrhundert gehört. Einmalig ist die Gestalt des Ulmer «Weltreisenden» SAMUEL KIECHEL (1563–1619), der genaue Aufzeichnungen über Reisen in ganz Europa und im Orient hinterlassen hat. Als einzige

Frau erscheint MARIE HESSE, die Mutter des Dichters HERMANN HESSE. Fehlen in dem Band auch Biographien von ganz Großen, so bieten die Lebensbeschreibungen von Menschen, die es durch Fleiß und Begabung, unter Mühsal und Opfern, zu ausgezeichneten Leistungen gebracht haben, vielseitige Einblicke in Geschichte und Kultur unserer Heimat. Man kann den Herausgebern und Autoren nur danken für ihre Gabe und dem Fortgang der «Lebensbilder» weiteres gutes Gelingen wünschen. Oskar Rühle

Die Bildhauerfamilie Zürn

CLAUS ZOEGE VON MANTEUFFEL: Die Bildhauerfamilie Zürn 1606–1666. Zwei Bände. Weißenhorn: Anton H. Konrad-Verlag 1969. DM 100,-.

Die vorliegende Arbeit wurde der Technischen Universität Berlin Ende 1966 als Habilitationsschrift vorgelegt. Der Verlag hat sich in klarer Erkenntnis der Notwendigkeit, den Nebel um die ZÜRNER und ihre Werke zu lichten, der schwierigen Aufgabe einer publizistischen Auswertung unterzogen und daraus ein nach Form und Inhalt gleichermaßen hervorragendes Prachtwerk gemacht. Band 1 bringt zunächst einen aus den Quellen belegten Abschnitt über das Leben des Vaters HANS ZÜRNER und seiner Söhne. Der folgende Abschnitt ist eine stilkritische Untersuchung der Arbeiten dieser Meister. Daran schließt sich eine Abhandlung über ihre Werke. Die Anmerkungen wurden auf das gebotene Mindestmaß beschränkt; beigegeben wurden: eine Zeittafel (Regesten), die Urkunden im Wortlaut (nebst Anmerkungen) und ein Katalog der Werke, einschließlich der Arbeiten aus der Werkstatt und dem Umkreis der ZÜRNER. In 299 Tafelabbildungen wird das für die Nachprüfung der vorgetragenen Forschungen unerlässliche Anschauungsmaterial vorgelegt, hinzu kommen Farbtafeln und weitere Abbildungen im Katalogteil. Anmerkung 28 gibt eine kritische Literaturübersicht, die dem Literaturverzeichnis zur Seite tritt.

Der Verfasser geht von dem Spätwerk der in Wasserburg und Umgebung tätigen und dabei zusammenarbeitenden Söhne MARTIN und MICHAEL aus; die schwierige Formanalyse, die den durch mitarbeitende Gesellen hervorgerufenen Qualitätsunterschied zu berücksichtigen hatte, führt zu einer Trennung der Vorstellung von Figur bei MARTIN und MICHAEL. Dabei tritt freilich, nicht zuletzt auf Grund von Signaturen, nur die Figuralkonzeption von MARTIN klar hervor. Die beiden verschiedenen Hände werden hierauf bis in die frühe Zeit – unter Einschluß des Überlinger Altars – zurückverfolgt, was immer höchst anregend ist, wobei jedoch die Scheidung nicht immer ganz zu überzeugen vermag. Der persönliche Anteil von JÖRG ZÜRNER an diesem Altar wird deutlich umrissen; im übrigen erblickt der Verfasser in ihm den Steinbildhauer in HANS MORINCKS Nachfolge. Der Abgrenzung des Werkes von HANS ZÜRNER d. Ä. wird man vorbehaltlos zustimmen dürfen. Auch von HANS d. J. und DAVID lassen sich, mit Hilfe von signierten Arbeiten, feste Vorstellungen gewinnen.

Gewiß, die ZÜRN-Forschung ist mit all dem nicht abgeschlossen. Das Verdienst der Monographie aber wird bleiben. Sie hat den heute bekannten Wissensstoff verarbeitet, gesammelt und gesichtet, wobei sich Quellenkunde und stilanalytische Feinarbeit verbinden. Der kunstgeschichtlichen Stellung schließlich der ZÜRN als sehr besondere, deutsche, ja oberdeutsche Spätrenaissancebildhauer manieristischen Gepräges wird die Monographie voll gerecht; die von hier aus gezogene Verbindung zur schwäbischen und bayrischen Spätbarockplastik wird für die künftige Forschung wichtig sein. Wer sich irgendwie mit oberschwäbischer Plastik der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts beschäftigt, wird ohne das Buch nicht mehr auskommen.

Adolf Schahl

Johann Albrecht Bengel

GOTTFRIED MÄLZER: JOHANN ALBRECHT BENDEL/Leben und Werk. Stuttgart: Calwer Verlag. 496 Seiten, 1 Farb- und 1 Klapptafel. DM 34,-.

Seit langem hat eine wissenschaftlichen Erfordernissen genügende Biographie des großen Schwabenvaters JOHANN ALBRECHT BENDEL gefehlt. GOTTFRIED MÄLZER, früher als Bibliothekar an der Württ. Landesbibliothek in Stuttgart und heute an der Universitätsbibliothek Konstanz tätig, legt sie jetzt vor; dabei hat er eine Fülle bisher unbekannt oder noch nie ausgewerteten Materials verarbeiten und zu einem Gesamtbild von einprägsamer Größe zusammenfügen können. Der umfangreiche Band umfaßt drei Hauptteile: 1. Leben, 2. Werke, 3. Grundzüge des Denkens.

Der 1. Teil berichtet zunächst über die Kindheit und Schulzeit, über das theologische Studium im Tübinger Stift und die Repetenten- und Vikarstätigkeit, um dann ausführlich auf die segensreiche Wirksamkeit des Klosterpräzeptors in Denkendorf einzugehen, der als magister sueviae eine ganze Pfarrergeneration geprägt und dem kirchlichen Leben entscheidende Impulse gegeben hat. Der letzte Lebensabschnitt als Prälat in Herbrechtingen und Alpirsbach-Stuttgart führt BENDEL zu hohen geistlichen Ämtern, doch hindern Krankheit und Schwinden der Lebenskräfte weitergreifendes Wirken des Mannes, dessen eigentliches Reich immer die stille Gelehrtenstube gewesen war.

Der 2. Teil behandelt das vielfältige wissenschaftliche Schrifttum, zunächst die Schulbücher und die klassischen und patriotischen Textausgaben, dann die Schriften zum Neben Testament, wobei besondere Aufmerksamkeit dem «Gnomon» gewidmet ist. Die Schriften zur Heilsgeschichte führen hin zu der Auseinandersetzung mit Zinzendorf, die durch fast zwei Jahrzehnte hindurch mit Leidenschaft geführt wurde. Im 3. Teil werden die Themen Heilsgeschichte und Zinzendorf noch einmal aufgegriffen und in den größeren Zusammenhang des BENDELSCHEN Denkens überhaupt gestellt. Ein Schlußkapitel beschäftigt sich mit der Überlieferung der Werke und gibt neben der Forschungsgeschichte zu BENDELS Theologie ein zusammenfassendes Bild der Persönlich-

keit des großen Theologen, dessen reiche Gedankenwelt im schwäbischen Pietismus bis in unsere Gegenwart herein wirksam ist. Die vortreffliche farbige Wiedergabe des von ANDREAS LÖSCHER gemalten Porträts aus dem Jahr 1750 bereichert den Band, der für die Pietismus-Forschung richtungweisend sein wird.

Oskar Rühle

Hölderlin – Eine Chronik in Text und Bild

ADOLF BECK und PAUL RAABE: Hölderlin. Eine Chronik in Text und Bild. Frankfurt a. M.: Insel-Verlag 1970. XXXIV, 490 Seiten, 262 Abbildungen. (Schriften der Hölderlin-Gesellschaft, Band 6/7.)

Bildmonographien sind beliebt: Städte, Landschaften, Epochen, Persönlichkeiten. Die Aufmachung neigt zum Repräsentativen, das Format ist beachtlich – die Anforderung an den Benutzer nicht allzu groß: Bücher zum Blättern, zum Anschauen, zum Vorweisen, Blickfänger in der Bücherfront.

Gehört in diese Reihe auch der neueste Band aus den Schriften der Hölderlin-Gesellschaft? Wohl kaum. Der Bildteil macht nur etwa ein Drittel des fast 500 Seiten starken Bandes aus. Und die Unterschriften dazu sind so knapp gehalten, daß man schnell einsieht: nur unverbindlich ansehen, das gilt hier nicht; der Text gehört dazu, man muß ihn ständig heranziehen, wenn man mit den Bildern etwas anfangen will. Dann aber – im Zusammenhang der Erläuterungen, aber auch der vorangestellten ausführlichen «Chronik von HÖLDERLINS Leben» – werden die in ihnen enthaltenen Informationen erreichbar und entschlüsselt. Zugleich machen die Bilder anschaulich und greifbar, was in den Texten an straff gebündelten Informationen dargeboten wird.

Es war die erklärte Absicht der Herausgeber, diesen Zusammenhang von Chronik, Bild und Erläuterungen zu verstärken durch zahlreiche Zitate aus Werken, Briefen und anderen Äußerungen HÖLDERLINS und seiner Zeitgenossen. So schafft auch der Text Konkretheit und Anschaulichkeit. Für die Auswahl der Bilder legten sich die Herausgeber auf bestimmte Prinzipien fest: Sie bringen alle überlieferten Bildnisse HÖLDERLINS, zeigen möglichst alle Zeitgenossen, zu denen er in Beziehung gestanden ist. Bei der Auswahl der Landschaften und Veduten ließen sie sich von der Bedeutung leiten, die dem Dargestellten für HÖLDERLIN zukommt. Sie haben dabei in der Regel auf die Wiedergaben neuerer Darstellungen – vor allem auf Fotografien – «nicht ganz leichten Herzens» verzichtet, so aber Charakter und Stil des Zeitgenössischen gewahrt. Eine letzte Gruppe von Abbildungen bilden die Reproduktionen schriftlicher und gedruckter Dokumente: HÖLDERLINS Eintragung – zusammen mit der Maulbronner Promotion – in die Tübinger Matrikel, Briefe, Stammbuchblätter, Manuskriptseiten, Dokumente im eigentlichen Sinne wie die Abrechnung des Cotta-Verlags oder die Gehaltsquittung HÖLDERLINS als Bibliothekar des hessischen Landgrafen; dazu dann noch viele Reprodu-

tionen der Titelblätter von Almanachen, von Ausgaben HÖLDERLINScher Werke.

Genug der Aufzählung. Den Kenner HÖLDERLINS (und der Herausgeber) braucht man nicht hinzuweisen auf das, was ihn hier erwartet an anschaulicher Information und Reichtum der dargebotenen Zeugnisse. Erwähnenswert scheint mir jedoch zu sein, daß auch demjenigen eine große Fülle von Stoff dargeboten wird, der zunächst gar nicht so sehr an HÖLDERLIN interessiert ist: Eine Zeit wird erkennbar, das letzte Viertel des 18., der Anfang des 19. Jahrhunderts.

Die Chronik der 20er Jahre des 19. Jahrhunderts mit ihren Zeugnissen für die Bemühungen um eine zusammenfassende Ausgabe von HÖLDERLINS Gedichten und des Hyperion gibt den Ansatz zu einem besonderen Abschnitt des Bandes: «Stimmen über HÖLDERLIN». Von den Freunden HEGEL, NEUFFER und SINCLAIR führt die Reihe der Verstehenden, Nachempfingenden und Rühmenden über WAIBLINGER und GEIBEL bis zu RILKE, GEORGE, BECHER, WEINHEBER, CELAN und BOBROWSKI. Aber warum nur mußte ADOLF BECK, der diesen Teil verantwortet, den 3-Strophen-Auszug aus PETER RÜHM-KORFS «Variation auf «Gesang des Deutschen» von Friedrich HÖLDERLIN» mit dem Zusatz versehen «Satyrspiel und Epilog» – und das noch in peinlich korrekten eckigen Zusatz-des-Herausgebers-Klammern?

Noch einmal dann ein solcher Gang durch die Zeiten mit Stimmen über HÖLDERLIN – diese zweite Abteilung nun in Prosa. Einige Autoren kehren hier wieder, andere sind neu.

Man könnte sich Auswahl und Zusammenstellung dieser Stimmen über HÖLDERLIN anders vorstellen – aber auch hier erweist es sich wieder: nicht nur über HÖLDERLIN informiert diese Zusammenstellung, auch über seine Zeit, seine Zeitgenossen – und nicht zuletzt über diejenigen, die nach ihm kamen.

Willy Leygraf

Beate-Paulus-Biographie

BEATE PAULUS: Was eine Mutter kann. Nach alten Quellen neu erzählt von RUDOLF F. PAULUS. Metzingen: Verlag Ernst Franz 1970. 300 Seiten. DM 12,80.

Eine mutige, verdienstvolle Tat des Ernst-Franz-Verlags, eine so «altmodische» Biographie wie die der BEATE PAULUS (1778–1842) neu herauszubringen! 1874 vom Sohn PHILIPP PAULUS verfaßt, ist sie in zahlreichen Neuauflagen bis 1946 vorgelegt worden, und nun hat sie wieder ein Glied der Familie PAULUS völlig neu bearbeitet. Ein Vergleich lohnt sich. Dabei ist Dr. RUDOLF PAULUS nicht geschmackloser Anpassung an die so ganz andere moderne Zeit verfallen, sondern erzählt in schöner, zeitlos-schlichter Sprache. Die Originalität des Lebensbildes der BEATE PAULUS hat bei dieser Neugestaltung weder Einbuße noch Verfremdung erlitten, vielmehr durch Heranziehung weiterer Quellen an Profilierung gewonnen. Geistesgeschichtliche Erläuterungen, z. B. über die damalige württembergische Kirche, besonders über den schwäbischen Pietismus, über seinen

Zusammenstoß mit dem Rationalismus der Zeit – ein brennendes Thema auch heute! – sowie über sonstige, dem heutigen Leser fremd gewordene Dinge öffnen ihm den Weg zum besseren Verständnis. Dazu kommt, daß an die Stelle von recht unbestimmten nunmehr klar gezielte Kapitelüberschriften getreten sind, durch die der Aufbau des Ganzen wesentlich an Straffheit gewinnt. Daß die neuen Ergänzungen den Wegfall mancher reizvollen Episode mit sich bringen – meistens sind es solche von volkskundlichem Interesse –, ist bedauerlich, aber im Blick auf die Thematik des Buches verständlich.

Doch was dem Lebensbild der BEATE PAULUS und damit auch dem neubearbeiteten Buch den besonderen Wert verleiht, das ist die bedeutende Persönlichkeit dieser Frau, der Enkelin des berühmten FLATTICH und der Tochter des nicht weniger berühmten PHILIPP MATTHÄUS HAHN. Sie war eine geistvolle, hochgebildete Frau, nicht bloß, weil sie mit ihren Buben Latein treiben konnte, sie erkannte in der Pflege des geistigen und geistlichen Erbes ihres Vaters eine Lebensaufgabe und die frühesten Morgenstunden vor Beginn der Tagesarbeit dienten ihr zur Anfertigung der Manuskripte für den Druck. Aber auch ihr eigenes Denken war durchaus selbständig und behauptete sich gegenüber Andersdenkenden. Und dem stand ein Alltag entgegen, erfüllt mit harter Arbeit, mit der Sorge für eine große Familie, in bitterer Not und Armut und im Kampf um die nackte Existenz. Gegen Widerstand von allen Seiten erzwang sie die höhere Ausbildung ihrer Söhne. Es war nicht akademischer Ständedünkel, im Blick auf das geistige Erbe des Vaters hielt sie dies für eine ihr von Gott gewiesene Pflicht. Ihre Ehe geriet darüber in ernste Krise, die Verwandten ließen sie größtenteils im Stich. Mißverstanden, beschimpft und einsam, aber aufrecht hielt sie zum Stand, und wie sie über die eigenen Nöte hinaus als Pfarrfrau waltete, bezeugt eindrucksvoll ihr Sohn PHILIPP: «d'Mama hieß sie im ganzen Dorf». Das Größte an ihr ist aber ein unbegrenztes Gottvertrauen und eine Kraft des Gebets, dem immer wieder, wenn die Not am höchsten war, eine wunderbare Erhörung folgt. Die Söhne waren zu dem Geständnis gezwungen: «Wir fühlten uns innerlich seltsam ergriffen, besonders wir Schüler der Universität, die den Kopf voll hatten von den unabänderlichen Naturgesetzen und von der Unmöglichkeit ihrer Durchbrechung».

Ein «altmodisches» Buch? Einem Skeptiker mag es wohl zum Anstoß werden, aber auch zu heilsamer Besinnung dienen. Die tiefsten Fragen und schwersten Kämpfe eines Menschenherzens sind und bleiben dieselben. Darum ist das neue BEATE-PAULUS-Buch eine Notwendigkeit. Seine Aussage gilt auch dem heutigen Geschlecht. Gerhard Gommel

Roman und Erzählung als Erfahrungsbilanz

HERMANN LENZ legt einen neuen Roman vor: «*Im inneren Bezirk*» (Verlag Jakob Hegner, Köln und Olten; 364 Seiten; Leinen DM 19,80). Der Prozeß einer gewissenhaften Selbstprüfung und Selbsterklärung arti-

kuliert hier das Unbehagen an einer krisenhaften Zeit. Das gibt diesem Werk den nach innen hin reflektierenden Charakter – jenes Besondere, das sich bereits in der früher erschienenen Chronik mehrerer Generationen einer schwäbischen Familie auch als ein stammestypischer Zug ausgewiesen hat. Ein solches Element geht hier gleichfalls in Thematik, Erzählhaltung und Darstellungsform ein. Es zeigt sich an im Bedürfnis nach einem kontemplativen Abstand von den Vorgängen und Zuständen, die das ureigen Persönliche, den Innenraum der Innerlichkeit, bis in die Tiefe bedrohen. Für dieses Eigenständige im Menschen wird es darum zu einer Grundfrage, ob es sich gegenüber dem Absolutheitsanspruch einer Zeit, unter deren Gewaltbarkeit Staat und Gesellschaft zerfallen, überhaupt noch behaupten kann. Denn die – an den Gang der Chronik sich unmittelbar anschließenden – Ereignisse zwischen den Jahren 1938 und 1947 setzen die auf sich allein gestellten Widerständler so viel Unerwartetem aus, daß sie ihren Wesenskern nur in entschlossener Selbstverteidigung gegen die Welt abschirmen, ihre jeder Sicherung beraubte Existenz nur im Verborgenen noch bewahren können.

Zwei Personen, der Oberst von Sy, ein beurlaubter Militärattaché, und dessen Tochter Margot, sind die eigentlichen Träger der Handlung. Sie werden in diesem Roman zu einem je exemplarischen Fall für das Erleiden und Ertragen solchen Ausgesetztseins an eine Situation, in der sie sich auf verlorenem Posten glauben.

Er, der Offizier, legt – trotz seiner Skepsis und Ironie – an diese Krisenzeit noch das Maß einer Ordnungsgesinnung, die in Jahrhunderten einer kleinstaatlichen Dynastie das Gesellschaftliche durchwaltet und ein für ihn verbindliches Ethos gesetzt hat. Kennzeichnet also den Oberst etwas wie eine geschichtliche Verspätung, so verdankt er jedoch gerade ihr die geklärte Reife, die ihn nicht in das Bodenlose rings um ihn abstürzen läßt. Es ist «eine mit Erinnerungen vollgesaugte Atmosphäre», die ihn hält und trägt, als er, nach einer Verschwörung gegen Hitler, der Hinrichtung nur mühsam entgeht oder als er, nach dem Zusammenbruch dem Zorn der Vergeltung für die Untaten anderer ausgesetzt, in Paris als Kriegsverbrecher festgehalten wird.

Weniger gesichert dagegen, sogar mit einem Selbstmordversuch beginnt die langsame Entwicklung und Reifung der Tochter. Doch scheitert auch ihre reflektierende Bewußtheit nicht an den Widersprüchen und Brüchen der Zeit (die sie in München, inmitten der Stadt der Bewegung, erlebt). In dem Maße nämlich, als sie, in das Engste zurückgezogen, sich an den Geschicken des Vaters beteiligt, wandelt sich ihr resignierend nach innen gekehrtes Wesen und sammelt sich zum Widerstand nach außen. Nachdem ihr Mann, kaum ihr angetraut, im Osten gefallen ist und sie sich zur einfachsten Dienstleistung bei den einmarschierten Amerikanern beschieden hat, kann sie aus solchem Gesammeltsein, aus dem auch in ihr sich klärenden Wissen um das Richtige, dem Vater sogar zur Freilassung verhelfen.

Solcher Blick auf die verschiedenen Bezirke menschlicher Existenz legt seine eigentlichen Entdeckungen im inneren Monolog frei. Dagegen entsprechen der wechselnden Perspektive der Darstellung (aus der Sicht des Vaters oder der Tochter) die traditionellen Erzählformen des Dialogs, der Beschreibung, des Berichts. Aus dem vielschichtigen Geflecht einer dergestalt analysierten Wirklichkeit wird so eine Erfahrungsbilanz gezogen, die zweifellos auch Daten vom eigenen Lebensweg des Erzählers festhält. Bestand gewinnt deshalb dieser Roman durch die sowohl geschichtlich als persönlich überzeugende Wahrhaftigkeit der Gestaltung, durch eine Sprache, in der sich die Äußerung eines unter Resignationen aushaltenden und selbst noch im Widerstand sich behauptenden Lebensglaubens verbürgt.

Ein neu aufgelegter schmaler Band (in Großdruck) gibt Anlaß, an ANNA SCHIEBER zu erinnern. Subjektive Ehrlichkeit, Verantwortung vor sich selbst läßt auch sie aus dem Sehen und Erfahren menschlicher Schicksale, die zu einer Entscheidung herausfordern, Bilanz ziehen in den Erzählungen «*Als hätte ich meine Jugend gefunden*» (Eugen-Salzer-Verlag, Heilbronn; 80 Seiten; DM 4,80). In der Titelgeschichte (früher «Das Kind» benannt) leuchtet bei einer Begegnung jenes weit zurückliegende Erlebnis wieder auf, das einem Lehrer nach freudloser Jugend zum Augenblick der inneren Erweckung geworden ist. Seine Aufzeichnungen halten diesen Augenblick als etwas fest, das nur fortwirken und das Leben erhöhen kann, wenn es, ausgesprochen und gleichsam zu seiner Sprache erlöst, wirklich und wesentlich im Menschen zu sich selbst kommt. In der zweiten Geschichte verwandelt ein im Gefängnis geborenes Kind, weil es in der Gefühlstiefe der Mutter und der Mitgefangenen etwas Ungewöhnliches anrührt, die hinter Mauern stumpf und teilnahmslos gewordene Welt. Überwunden wird nun das quälende Alleinsein durch die Gemeinsamkeit einer zum Verstehen und Helfen bereiten Liebe. So bekundet sich auch in diesen Erzählungen eine zwar unter verhärteter Kruste verborgene, vielleicht nach außen erliegende, aber in der Tiefe immer wieder sich sammelnde, alles errettende Kraft des Herzens.

Emil Wezel

Hinweise

ALFONS KASPER: Himmel über der Schussen. Freiburg: Verlag Rombach 1970. 222 Seiten. DM 13,-.

ALFONS KASPER: Jugend zwischen den Zeiten. Freiburg: Verlag Rombach 1970. 248 Seiten. DM 13,-.

OTTO UHLIG: Arbeit – amtlich angeboten. Der Mensch auf seinem Markt. (Zum 75jährigen Bestehen des Arbeitsamts Stuttgart.) Stuttgart: Verlag W. Kohlhammer 1970. 336 Seiten und 48 Seiten Kunstdruck mit vielen Abbildungen. DM 48,-.

Waldlehrpfad Taubental. Einführung in die Wald-

formen des Taubentals bei Schwäbisch Gmünd. Bearbeitet von DIETER RODI, ALFRED MAYER, GERMAN KRIEGLSTEINER, JOHANNES SCHÜLE, WALTER DÜRR. Schwäbisch Gmünd: Städt. Museum und Naturkundeverein 1970. 92 Seiten mit Abbildungen. DM 3,-.

Schwäbischer Heimatkalender 1971. In der Nachfolge HANS REYHINGS und in Zusammenarbeit mit dem Schwäbischen Albverein und dem Schwäbischen Heimatbund herausgegeben von KARL GÖTZ. 82. Jahrgang. Stuttgart: W. Kohlhammer Verlag 1970. 128 Seiten.

BERNHARD HILDEBRAND: Episoden aus der Geschichte der Stadt Aalen. Stuttgart und Aalen: Konrad Theiss Verlag 1970. 98 Seiten mit Abbildungen. (Kleine Beiträge zur Geschichte der Stadt Aalen. 1.)

Der Geschichtsraum, den HILDEBRAND durchstreift, umfaßt etwa zwei Jahrhunderte. Sie machen uns an einzelnen, «kleinen» Beispielen deutlich, daß Geschichte sich letztlich immer nur aus unscheinbaren Bausteinen zusammensetzt. Hier sind Episoden, Skizzen, die verstreut in Zeitungsaufsätzen oder Zeitschriften erschienen sind, zusammengefaßt, wobei mehr als nur Streiflichter, auch z. B. zum Thema Heimatpflege, geboten werden.

Jahrbuch des Vereins für Augsburgs Bistumsgeschichte e. V. 4. Jahrgang 1970.

Aus dem Inhalt: Die Sippe des hl. Ulrich vom 10. bis zum 20. Jahrhundert (RICHARD DERTSCH) – St. Ulrich und die Schwaben in Österreich (KARL KOSEL) – Bilder aus der kirchlichen Vergangenheit des Pfarrdorfs Kösing/Härtsfeld (PAULUS WEISSENERGER).

Jahrbuch der Staatlichen Kunstsammlungen in Baden-Württemberg. 7. Band 1970. München-Berlin: Deutscher Kunstverlag.

Aus dem Inhalt: Einige technologische Untersuchungen am Tiefenbronner Magdalenenaltar des Lukas Moser (ROLF E. STRAUB) – Berichte der Staatlichen Kunstsammlungen: Staatsgalerie Stuttgart und Württembergisches Landesmuseum.

Die Zeitschrift «einhorn» im Verlag Eduard Dietenberger, Schwäbisch Gmünd, hat ihre 100. Nummer erreicht – ein Grund für uns, dazu aufrichtig zu gratulieren. Für die Jubiläumsnummer hat sich der Verlag etwas Besonderes einfallen lassen: er nennt sie Nr. 100/101 «Dokumentation Landkreis Schwäbisch Gmünd 1970». Auf genau 300 Seiten wird der Kreis in Wort und Bild beschrieben, die Bürgermeister ebenso vorgestellt wie eine genaue Wachstums- und Strukturwandel-Statistik gegeben. Im Hintergrund steht natürlich die geplante Kreisreform der Landesregierung. Fazit: die Dokumentation, heute notwendig, kann «auch kommenden Generationen als Nachschlagewerk dienen».

Der Verein für Geschichte und Naturgeschichte der Baar legt aus Anlaß seines 100jährigen Bestehens der Schriften des Vereins und zu seiner Wiederbegründung im

Jahre 1870 ein 370 Seiten starkes 28. Heft der «Schriften des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar in Donaueschingen» 1970 vor. Es enthält zahlreiche wertvolle Beiträge zum Pflegegebiet des Vereins, der Baar, die von bekannten Autoren wie KARL SIEGFRIED BADER, WILLI PAUL, GÜNTHER REICHEL, ERNA HUBER, SIEGFRIED KREZDORN u. a. geschrieben sind.

Alemannisches Jahrbuch 1968/69. Herausgeber: Alemannisches Institut Freiburg/Br. Bühl (Baden): Verlag Konkordia AG 1970. 285 Seiten.

Aus dem Inhalt: «Rotmannus de Husin» – Mitstifter des Klosters Alpirsbach (HANS HARTER) – Matteo Gribaldi in Tübingen (REINHOLD RAU) – Die Notstandsgemeinden des Königreiches Württemberg um 1850 und ihre Entwicklung bis zur Gegenwart (SIEGFRIED KALLEN) – Mundartwechsel im nördlichen Schwarzwald (GERHARD WOLFRAM BAUR).

Württembergisch Franken. Band 54, Neue Folge 44. Jahrbuch des Historischen Vereins für Württembergisch Franken. Schwäb. Hall: Historischer Verein für Württembergisch Franken 1970. 96 Seiten.

Aus dem Inhalt: Die Grabhügel im Ribberg bei Hohebach. Geschichte ihrer Erforschung (HELMUT NEUMAIER) – KONRAD VON WEINBERG und die Judensteuer unter Kaiser SIGISMUND (KARL SCHUMM) – Marschall KELLERMANN (ERWIN HEISSWOLF) – Zum Abbruch des Spitals in Döttingen am Kocher (MARIANNE SCHUMM).

PHILIPP FILTZINGER: Römischer Weinkeller – Oberriexingen. Zweigmuseum des Württembergischen Landesmuseums Stuttgart. Faltblatt.

JOCHEN GARBSCH: Der spätrömische Donau-Ille-Rhein-Limes. Herausgegeben von der Gesellschaft für Vor- und Frühgeschichte in Württemberg und Hohenzollern e. V. 1970. 18 Seiten mit 35 Abbildungen. (Kleine Schriften zur Kenntnis der römischen Besetzungsgeschichte Südwestdeutschlands. 6.)

WERNER FLEISCHHAUER: Schloßmuseum Ludwigsburg. Amtlicher Führer. Herausgegeben von der Gesellschaft zur Förderung des Württ. Landesmuseums Stuttgart e. V. 5. Aufl. Stuttgart: Kohlhammer Verlag 1970. 40 S.

PAUL BAUSCH: Lebenserinnerungen und Erkenntnisse eines schwäbischen Abgeordneten. Korntal: Selbstverlag des Verfassers (Friedrichstraße 50) 1970. 325 Seiten.

Der junge HEGEL in Stuttgart. Aufsätze und Tagebuchaufzeichnungen 1785–1788. Herausgegeben von FRIEDHELM NICOLIN. Marbach: Dt. Literaturarchiv im Schiller-Nationalmuseum 1970. 154 Seiten. (Marbacher Schriften.)

MANFRED AKERMANN: Museum Göppingen. Führer durch die Städtischen Sammlungen im «Storchen». Herausgegeben von der Stadt Göppingen. 3. Auflage 1970. (Veröffentlichungen des Stadtarchivs Göppingen. 4.)

MITTEILUNGEN DES SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES

Geschäftsstelle: Stuttgart, Charlottenplatz 17, II (Eing. 5) · Fernruf: 22 32 43 · 8-16.30 Uhr
Konten: Postscheckamt Stuttgart 30 27, Girokasse Stuttgart 2 164 308

Jahreshauptversammlung 1971

19.-20. Juni in Bad Buchau

Die gemeinsame Jahreshauptversammlung des Schwäbischen Heimatbundes, des Verbandes der württ. Geschichts- und Altertumsvereine und der Gesellschaft für Naturkunde wird am 19. und 20. Juni in Bad Buchau abgehalten. Das vielseitige, abwechslungsreiche Programm dürfte viele Natur- und Geschichtsfreunde nach Buchau und an den Federsee ziehen. Es werden deshalb ab Stuttgart Gesellschaftsfahrten zu stark herabgesetzten Preisen nach Bad Buchau und zurück durchgeführt (DM 12,-). Für die Übernachtung steht eine größere Zahl preiswerter und guter Betten in Gasthäusern und Privatquartieren zur Verfügung, die nur über die Geschäftsstelle vermittelt werden (keine eigene Quartierbeschaffung).

Programm

Samstag, 19. Juni:

9.00 ab Stuttgart nach Bad Buchau

12.30 ebenso

15.15 im Saal des Ev. Gemeindehauses Vortrag (mit Lichtbildern) von Hauptkonservator Dr. H. SCHÖNNAMSGRUBER «Die Federseelandschaft als typisch oberschwäbische Gestaltungsaufgabe».

16.00 am gleichen Ort Vortrag (mit Lichtbildern) von Dr. G. HAAS «Die Vogelwelt des Federseegebiets».

17.30 am gleichen Ort Mitgliederversammlung.

20.00 im Saal des Bischof Sproll-Hauses Vortrag (mit Lichtbildern) von Architekt Dipl.-Ing. P. HAAG «Steinhausen und Neresheim – zwei Beispiele konservierender Denkmalpflege von heute».

Sonntag, 20. Juni:

4.00 Vogelkundliche Führung am Federsee von Dr. G. HAAS.

10.45 im Saal des Bischof Sproll-Hauses Feierstunde mit Begrüßungen und Vortrag von Professor Dr. G. WUNDER «Die Reichsstädte im späten Mittelalter».

14.00 Führungen (ab Marktplatz, nur nach Anmeldung):

1. die ehem. Damenstiftskirche Buchau, die Wuhrkapelle und die Pfarrkirche Kappel, von Monsignore Geistl. Rat Stadtpfarrer E. ENDRICH.

2. das Federsee-Museum (der Lage nach, baulich, museal und nach ihren Beständen ausgezeichnete vor- und frühgeschichtliche Sammlung der verschiedenen Federsee-Kulturen), von Dr. SCHICKLER.

3. der Federsee, von Hauptkonservator Dr. H. SCHÖNNAMSGRUBER und Dr. G. HAAS.

4. Bussen, Riedlingen, Heiligkreuztal, von Oberstaatsarchivrat Dr. H. NATALE (Fahrpreis DM 3,-).

Ferienwoche in Creglingen

24.–31. Juli 1971

Wir verweisen auf die Voranzeige in Heft 1971/1, S. 54. Die Nachfrage nach Plätzen ist so groß, daß wir Sie nicht ganz werden befriedigen können. Dennoch geben wir hiermit einen vorläufigen kurzen Programmüberblick.

Samstag, 24. Juli: 20.00 Eröffnungsvortrag von K. SCHUMM, fürstl. Hohenl. Archivrat.

Sonntag, 25. Juli: 10.30 Gedenkstunde an MÖRIKE und HARTLAUB in Wermutshausen. 14.00 Studienfahrt nach Finsterlor, Seldeneck und zur Hundskirche mit K. SCHUMM und Dr. H. ZÜRN. 20.00 Vortrag von Professor Dr. M. von FREEDEN über TILMAN RIEMENSCHNEIDER.

Montag, 26. Juli: 8.00 Studienfahrt mit K. SCHUMM und Dr. Graf ADELMANN nach Röttingen, Schäfersheim, Weikersheim mit Karlsberg, Laudенbach, Standorf, Landhege bei Lichtel.

Dienstag, 27. Juli: 8.00 Studienfahrt mit K. SCHUMM

und Dr. Graf ADELMANN nach Klingen, Bieberehren, Burgerroth, Reigelsburg, Aub, Waldmannshofen, Brauneck, Frauental, Freudenbach-Creglingen. 20.00 Vortrag von Professor Dr. MAIER über das Herzogtum Franken.

Mittwoch, 28. Juli: 8.00 Creglingen, Stadtführung und Herrgottskirche, Studienfahrt mit K. SCHUMM und Dr. Graf ADELMANN nach Gammesfeld, Wiesenbach, Engelhardshausen, Musdorf, Schrozberg, Niederstetten.

Donnerstag, 29. Juli: 8.00 Studienfahrt unter Leitung von Dr. O. RATHFELDER mit Behandlung von Fragen des Naturschutzes, der Landschaftspflege und der Raumordnung.

Freitag, 30. Juli: 8.00 Studienfahrt mit K. SCHUMM nach Röttingen, Euerhausen, Gaukönigshofen, Tüchelhausen, Ochsenfurt, Frickenhausen, Marktbreit, Uffenheim. 20.00 Geselliges Zusammensein mit verschiedenen Beiträgen.

Samstag, 31. Juli: Abreise.



In Millionen Haushaltungen geht jeden Morgen etwa um 6.30 Uhr das Licht an.

Der Tag beginnt elektrisch. Warmes Wasser aus dem Elektrospeicher zum Duschen. Rasieren. Kaffeekochen. Eier kochen. Toasten. Der ganze Haushalt ist elektrisch. Gemüse zerkleinern. Getränke kühlen. Wäsche waschen. Mittagessen kochen. Sahne schlagen. Kuchen backen. Geschirr spülen. Fernsehen. Steaks braten. Schallplatten spielen usw. usw.

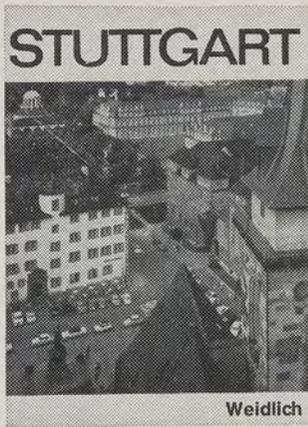
Alles geht elektrisch. Bis am Abend das Licht ausgeht. Dann ist der Tag zu Ende. (Nur die Nachtstrom-Speicherheizung fängt jetzt zu arbeiten an. Automatisch.) Wir leben im Zeitalter der Elektrizität.

EVS liefert den Strom.

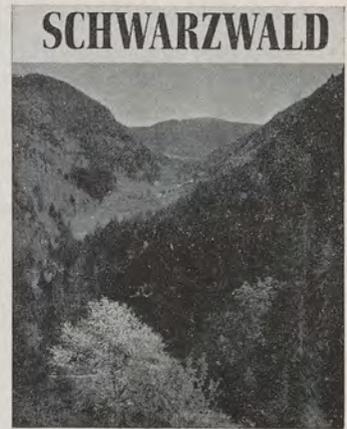


Energie-Versorgung Schwaben AG

Für Freunde und Kenner Württembergs



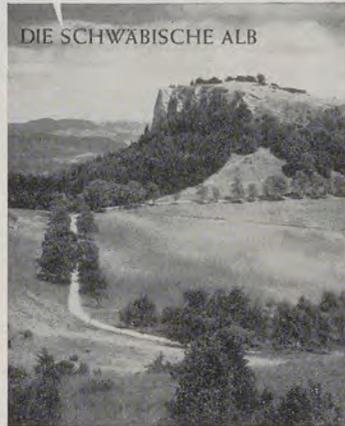
Es gibt so viele Freunde Stuttgarts, denen dieser lebendige Bildband als Geschenk willkommen sein wird. Nutzen Sie diesen Hinweis, bevor es ein anderer tut! Ergänzend zu den Bildern berichtet Ulrich Seeliger aus Geschichte, Kultur und Wirtschaft. 96 Seiten mit 64 Fotos, Halbleinen mit farbigem Titelbild 14,80 DM



In jedem Jahr sind Tausende von der landschaftlichen Vielfalt des Schwarzwaldes bezaubert. In Ausstattung und Format haben Sie in diesem Werk ein Geschenk gefunden, wie Sie es sich selbst wünschen würden. Günther Imms Einleitung ist eine Liebeserklärung, der sich wohl alle Betrachter anschließen werden. 136 Seiten mit 120 ganzseitigen Aufnahmen, Leinen 24,80 DM



Schönes Württemberg – dieser wertvolle und repräsentative Geschenkband ist in der 3. Auflage erschienen. Ein Durchblättern wird Sie überzeugen, daß Sie damit „das richtige Geschenk“ gewählt haben. In dieser Auflage wurden 75 der 114 Aufnahmen ausgetauscht – also ein fast neues Werk, das Sie durch seine hervorragenden Fotos begeistern wird. Den einführenden Text schrieb Otto Heuschele. Dreisprachige Bildunterschriften: deutsch, englisch und französisch. 136 Seiten mit 114 Aufnahmen, 1 Karte, Leinenband mit Schutzumschlag 24,80 DM



Eine Oase der Ruhe bietet sich dem Betrachter unseres Bildbandes über die Schwäbische Alb. Otto Heuschele und die Fotografen haben in Text und meisterhaften Bildern die Unberührtheit dieser Landschaft eingefangen. Ein Geschenk für die Liebhaber der Stille. 72 Seiten mit 48 ganzseitigen Fotos, 1 Karte, Halbleinen 10,80 DM



Hier haben Sie den Bildband über eine der lieblichsten Landschaften Deutschlands. Die Fotografen haben die versteckten und augenfälligen Schönheiten eingefangen. Dieses Geschenk ist etwas für Kenner und solche, die hier auf Entdeckungsreise gehen wollen! Rudolf Schlauch hat im Text die Besonderheiten „seiner“ Landschaft aufgezeichnet. 72 Seiten mit 48 ganzseitigen Fotos, 1 Vorsatzkarte, Halbleinen 10,80 DM

**DIENST
AM
BUCH**

Versandbuchhandlung

7 Stuttgart 1, Postfach 3057

Wir bauen jedes Jahr eine Großstadt



Je mehr gebaut wird, desto schneller kann der Wohnungs-Misere abgeholfen werden. Deshalb finanzieren wir Bauvorhaben, wo immer es geht. Mit Geld und Initiative – durch Sparkassenhypothesen und Darlehen unserer Bausparkassen. Geld aus einer Hand: von den Sparkassen und öffentlichen Bausparkassen, die eng zusammenarbeiten. 1970 haben wir allein für den Wohnungsbau mehr als 10 Milliarden DM ausgezahlt. Seit

Kriegsende wurde **fast die Hälfte aller neuen Wohnungen im Bundesgebiet und in West-Berlin von uns mitfinanziert.** Für Junggesellen und kinderreiche Familien, für Rentner und für die Erwachsenen

von morgen; Villen und Wohnblocks; Eigenheime im Grünen und Etagenwohnungen in der Stadt. Aber auch Altersheime und Kindergärten, Schulen und Arbeitsplätze, Krankenhäuser und Geschäftshäuser. Eben jedes Jahr eine Großstadt.

Wenn's um Geld geht...

SPARKASSE
Deutschlands größte Bankengruppe



Klischee Herzog

Farbätzungen, Autotypien,
D o w - Strichätzungen,
Repos und Offsetplatten,
Galvanos, Matern, Stereos,
Entwürfe und Retuschen
in Spitzenqualität, schnell
und preiswert für Kataloge,
Bücher, Anzeigen, Prospekte.

Reproduktionen aller Art

GRAPH, KUNSTANSTALT 7 STUTTGART 41 (STAMMHEIM)
ASPERGER STR. 10 TELEFON 80 11 89 POSTFACH 10



Das ist nur eines von
mehr als 100 000 Büchern,
die wir am Lager haben.
Und Wuerttembergica
ist nur eines der Sach-
gebiete, das uns beson-
ders am Herzen liegt.

J. Aigner Buchhandlung, gegr. 1804,
Ludwigsburg, am Arsenalpl., T. 23323

Luftbildatlas Baden-Württemberg

Aus dem Inhalt:

Oberrheinische Tiefebene: Rhein mit Auwald / Mannheim-Neckarmündung / Mannheim, Innenstadt / Raffinerie Karlsruhe / Karlsruhe, Innenstadt / Atomforschungszentrum Karlsruhe / Sandhäuserhof (Aussiedlerhöfe) / Flur bei Bruchsal / Kalibergwerk Buggingen / Freiburg-Mooswald / Weinbau im Kaiserstuhl / Badenweiler / Altschweier bei Bühl / Bergstraße mit Dossenheim / Heidelberg. – Odenwald und Schwarzwald: Wertheim am Main / Umlaufberg bei Guttenbach / Kuppen bei Herrenalb / Hohlohsee und -moor / Feldberg / Einödhöfe Katzensteig / Waldhufendorf Beinberg / Weiler Igelsberg / Freudenstadt / Schwenningen. – Neckarland: Neckarburg bei Rottweil / Gäuplatte mit Haigerloch / Langenburg an der Jagst / Niedernhall am Kocher / Bad Friedrichshall / Comburg bei Schwäbisch Hall / Bad Mergentheim / Heerweg und Römerstraße / Jagstberg und Mulfingen / Wehrdorf Lienzingen / Kloster Maulbronn / Michelsberg im Zabergäu / Steinsberg bei Sinsheim /

Heilbronn, Innenstadt / City von Stuttgart / Tübingen / Rottweil / Daimler-Benz-Werk Sindelfingen / Ellwangen an der Jagst / Limes bei Gausmannsweiler / Neudingen an der Donau. – Alb: Ipf bei Bopfingen / Teck und Breitenstein / Albtrauf mit Salmendingen / Wutach-Überlaufdurchbruch / Donautal bei Beuron / Donauversickerung / Aach mit Aachtopf / Randecker Maar / Maar von Donnstetten / Steinheimer Becken / Flächenalb mit Weidenstetten / Ulm. – Alpenvorland: Gletschertor mit Warthausen / Federsee / Waldburg / Allgäuer Grünland (Pechtensweiler) / Hopfen und Äpfel bei Tettngang. – Bodensee und Hochrhein: Meersburg / Delta der Stockacher Aach / Insel Reichenau / Konstanz / Hohentwiel mit Singen / Rheinfall / Staustufe Eglisau / Industrie in Rheinfelden / Waldshut.

Eine Landeskunde von Fritz Fezer und Uwe Muuß
180 Seiten. Großformat.
72 farbige Luftaufnahmen.
Erscheint im September 1971.
DM 39,80

**DIENST
AM
BUCH**

Versandbuchhandlung

7 Stuttgart 1, Postfach 3057

Schwäbische Heimat im Buch

Knittlingen

Geschichte einer Stadt
Herausgeber:
Stadt Knittlingen.
Verfasser: Karl Weisert.
374 Seiten. 98 Abb.
7 Karten und Pläne.
Leinen DM 24,80
Landschaft und Geschichte
der „Faust-Stadt“ von der
Frühzeit bis in die Gegen-
wart werden hier in leben-
diger Form beschrieben.
„Eines der schönsten und
gründlichsten Heimatbücher
ist ohne Frage das von
Knittlingen. Es ist die
üppige illustrierte Frucht
jahrzehntelangen Fleißes
des Knittlinger Heimat-
forschers Karl Weisert, der
die Geschichte des
Städtchens in jeder Hinsicht
lebendig und greifbar
darzustellen vermochte.“
Stuttgarter Zeitung

Hermann Zielfleisch Heimat Heumaden

Jubiläumsschrift
zum 850jährigen Bestehen
88 Seiten mit zahlr. Abb.
2 Karten. Leinen DM 13,50
Ein interessanter geschicht-
licher Rückblick und eine
Schilderung des heutigen
Heumaden. Es fehlen darin
nicht die Heumadener
Originale, von denen nur
R. Bauerschmidt genannt
sei, der bei Daimler Aus-
probierer und Vorführer der
ersten Autos und Fahrlehrer
prominenter Käufer wie
dem schwedischen König
Gustav, dem letzten Zaren
und Kaiser Wilhelm II. war.



Verlag W. Kohlhammer

7 Stuttgart 1 Urbanstraße 12-16 Postfach 747

Bausparprämie und 30% Zusatzprämie auch für Sie?

Wieviel Sie am Bausparen profitieren können und ob Sie zur Bausparprämie auch die Zusatzprämie erhalten, erfahren Sie durch Wüstenrot. Wenden Sie sich an unsere örtliche Beratungsstelle oder verlangen Sie ausführliche Druckschriften vom Wüstenrot-Haus, 714 Ludwigsburg.

wüstenrot

Deutschlands größte Bausparkasse



Bad Buchau

am Federsee - Moorheilbad - 597 m ü.d.M.

ehemalige Reichsstadt liegt an der Barockstraße

Sehenswert: Stiftskirche im klassizistischen Stil
Neues Federseemuseum mit vorgeschichtlichen
Sammlungen

Großes Naturschutzgebiet und bequeme
Spazierwege

Gepflegte Hotels, Gasthäuser, Café's
und Pensionen

Ein erholsamer Kur- und Ferienort

Moderne Kuranstalt, großangelegter Kurpark,
Freibad, Minigolf und Tennisplatz

Auskunft: Städtisches Verkehrsamt · 7952 Bad Buchau · Telefon 07582/351

Baden-Württemberg in Wort und Bild

Peter Lahnstein
Report

einer ›guten alten Zeit‹

Zeugnisse und Berichte 1750–1805.
Mit einem Vorwort von Golo Mann.
586 Seiten. Leinen DM 29.50

Geschichte Württembergs
im Munde der Dichter

Herausgegeben v. Jürgen Gutbrod.
167 Seiten. 12 Farbtafeln.
8 Schwarzweiß-Abb. Leinen DM 28.–

Utta Keppler

Franziska von Hohenheim
Roman. 237 Seiten. Leinen
DM 17.80

Reisebilder aus Italien

Berichte und Erlebnisse
schwäbischer Italienfahrer aus drei
Jahrhunderten. Gesammelt und
erläutert von Dorothea Kuhn.
116 Seiten. 29 Zeichnungen und
Vignetten, 4 farb. Abb. auf Kunst-
druck, 2 einfarb. Stiche, 1 mehrfarb.,
doppelseitiger Stich. Leinen
DM 22.–

Gerhard Storz

Die Schwäbische Romantik

Dichter und Dichterkreise im Alten
Württemberg. 160 Seiten. Leinen
DM 19.80

Eberhard Konstanzer

Die Entstehung des Bundeslandes
Baden-Württemberg

237 Seiten. Kart. DM 19.80

Ernst Müller

Kleine Geschichte Württembergs

Mit Ausblicken auf Baden.
2. Auflage. 260 Seiten. 3 Karten.
4 Stammbäume, 57 Tafeln. Leinen
DM 16.80

Württembergisches Jahrbuch
für Volkskunde 1970

Im Auftrag der Württ. Landesstelle
für Volkskunde Stuttgart, heraus-
gegeben von Irmgard Hampp.
198 Seiten mit mehreren Abbildun-
gen. Kart. DM 20.–

Neuere Malerei in der
Staatsgalerie Stuttgart

Text von Werner R. Deusch.
55 Farbtafeln. XI, 128 Seiten.
Format 26×29 cm. Leinen DM 68.–

Gerhard Kittelberger

Der Adelberger Freihof
in Esslingen

Das Asylrecht und der Immunitäts-
streit im 16. Jahrhundert.
Veröffentlichungen der Kommission
für geschichtliche Landeskunde in
Baden-Württemberg, Reihe B
Forschungen Band 63. 97 Seiten.
Kart. DM 13.–

Deutsches Städtebuch

Handbuch städtischer Geschichte.
Im Auftrag der Arbeitsgemeinschaft
der Historischen Kommission
und mit Unterstützung des Dt. Städte-
tages, des Dt. Städtebundes und
des Dt. Gemeindetages. Heraus-
gegeben von Erich Keyser

Band IV/2/2

Württembergisches Städtebuch

489 Seiten. 1 Karte. Leinen DM 72.–

Band IV/2/1

Badisches Städtebuch

422 Seiten. 1 Karte. Leinen DM 54.–

Ab Herbst 1971 erscheinen
folgende Bände:

Peter Assion

Ländliche Kulturformen im
deutschen Südwesten

Festschrift für Heiner Heimberger.
Herausgegeben im Auftrag der
Badischen Landesstelle für Volks-
kunde. 328 Seiten. 67 Abbildungen
auf Schwarzweiß-Tafeln, 9 Zeich-
nungen im Text. Leinen DM 19.–

Karl Götz (Hrsg.)

Das Hausbuch schwäbischer
Erzähler

Ca. 165 Seiten. Leinen ca. DM 19.50

Werner Fleischhauer

Die Renaissance im Herzogtum
Württemberg

Ca. 490 Seiten, ca. 160 Seiten Ab-
bildungen. Leinen ca. DM 65.–

Max Miller

Württemberg 1871–1970

Ca. 300 Seiten. 48 Schwarzweiß-
Abbildungen, 8 ganzseitige Farb-
tafeln. Leinen ca. DM 38.–



Verlag W. Kohlhammer

7 Stuttgart 1 Urbanstraße 12-16 Postfach 747

J.W.H.
1826

Bücher aus allen Literaturgebieten
Kunst- und Bildbände · Reisebücher
Wissenschaftliches und Bibliophiles Antiquariat
Württembergica · Alte Drucke · Grafik

JULIUS WEISE'S HOFBUCHHANDLUNG STUTTGART

KÖNIGSTR. 17 · Zwischen Schloßplatz und Stiftskirche · Ruf 22 17 46/47

Ihre Anzeigenaufträge nimmt entgegen:

Verlag W. Kohlhammer GmbH

— Anzeigenabteilung —

7 Stuttgart 1, Postfach 747

Telefon 0711/24 62 51/52

Telex 0723820

URSPRINGSCHULE

Staatl. anerk. math.-nat. Gymnasium

Reifeprüfung an der Schule

Evang. Landerziehungsheim

Sprachenfolge: Englisch/Französisch (Latein)
Spanisch für Schüler aus Lateinamerika und Spanien

Anmeldungen bei der Schulleitung:

Oberstudiendirektor Pfarrer Schieck

7933 Schelklingen-Urspring/Württemberg, Tel. 07394-261

Ob Sie nun Kapital anlegen wollen oder Kapital brauchen – wir können Ihre Probleme lösen.

Bauvorhaben fangen mit der Bildung von Eigenkapital an. Mit der möglichst ertragreichen Anlage Ihres Geldes – zum Beispiel in hochverzinslichen Pfandbriefen. Wir rechnen Ihnen gerne aus, wie schnell sich Ihr Kapital verdoppelt. Und wenn Sie genügend Eigenkapital haben und ans Bauen denken: wir helfen Ihnen bei der Finanzierung. Unser Angebotsfächer an Hypothekendarlehen ist groß genug, um nahezu allen individuellen Gegebenheiten gerecht zu werden. Wenden Sie sich also vertrauensvoll an uns.



WÜRTEMBERGISCHE
HYPOTHEKENBANK

7 Stuttgart 1 Büchsenstraße 26 Postfach 770
Telefon 20961



die schreibt, was gesagt werden muß

**STUTTGARTER
ZEITUNG**
eben weil es die ZEITUNG ist